

DAS MAGAZIN FÜR LEICA M-FOTOGRAFIE

No. 2

14 € · 16 US\$ · 25 CHF · 2000 ¥ · 12 £
01.2015 / DEUTSCH

M

02
4 192346 114001



In der zweiten Ausgabe:

DAVID ALAN HARVEY / AYMAN OGHANNA / VALERIO BISPURI

MATT STUART / STANLEY GREENE / BETTINA FLITNER

Und: im Widerspruch vereint – acht überraschende M-Fotografien



LEICA M MONOCHROM

NEU

Das nächste Level der Schwarzweiß-Fotografie.

Schwarzweiß-Fotografie ist Fotografie in Reinkultur. Für den 24-MP-CMOS-Vollformatsensor der neuen Leica M Monochrom bedeutet dies, dass er ohne Farbpixel arbeiten kann. Helligkeitswerte werden direkt vom Sensor gemessen. Das Ergebnis: 100% schärfere Schwarzweiß-Bilder mit nie gesehener Brillanz. Mehr Details auf www.m-monochrom.leica-camera.com

LEICA. DAS WESENTLICHE.



LIEBE LESER,

Henri Cartier-Bresson hat einst gesagt: „Fotografieren,
das ist eine Art zu schreien, sich zu befreien ...
Es ist eine Art zu leben.“ Das Leben hat so viele Facetten:
Momente voller Schrecken und Momente zum Schmunzeln,
Momente voller Farbe und Momente, in denen sich das
Geschehen schwarzweiß darstellt. Auch die sechs Strecken, die wir
im M Magazin No. 2 vorstellen, sind facettenreich wie das Leben
selbst. Gemeinsam haben sie dabei die Kamera, mit der sie
entstanden sind: eine M-Leica mit ihrem Messsuchersystem,
ein Dauerbrenner seit mehr als 60 Jahren.

Fünf der hier vorgestellten sechs Strecken sind zumindest
in Teilen analog entstanden. Das mag bei den ikonischen Strecken
von David Alan Harvey und Stanley Greene nicht verwundern –
ihre Liebe zu Leica fing bereits im Analogzeitalter an.
Mit zwölf Jahren kaufte Harvey seine erste gebrauchte Leica von
dem Geld, das er beim Zeitungsauftragen verdiente.

Nun schreiben wir das Jahr 2015, und es ist überhaupt nicht
so, dass ausschließlich Digitalkameras verwendet würden.
Auch viele Nachwuchsfotografen entdecken vermehrt ihre Liebe
zur Analogfotografie. Der Film lebt! Die Leica Camera AG
stellt als einer von wenigen Herstellern bis heute neben
digitalen auch analoge Kameramodelle her. 60 Jahre nachdem
die erste Messsucherkamera, die Leica M3, das Werk
verließ und die Fotografie maßgeblich veränderte, erschien
im Jubiläumsjahr ein neues, analoges Kameramodell:
Die Leica M-A, mit der in Zukunft hoffentlich viele weitere
ikonische Bilder entstehen werden.

Allerdings, ob digital oder Film, letztendlich sind es die Bilder,
um die es uns geht, die im Gedächtnis bleiben. Sie entführen
uns dieses Mal an die Strände von Rio oder zum Schutt der
Berliner Mauer. Sie dokumentieren die Schrecken im Irak und das
Leben von Gefängnisinsassen in Südamerika. Sie geben Einblicke
in das Leben auf Londons Straßen und in die Punkszene in
San Francisco in den 70er-Jahren. Sie eröffnen eine besondere
Sicht auf die Dinge, zeigen das Miteinander von Menschen
und ihrer Umgebung. Sie öffnen unseren Lesern das Tor zur
weiten Welt der M-Fotografie – treten Sie ein! Ein weiteres Zitat
von Cartier-Bresson lautet: „Natürlich ist es immer Glück.“
Unser Glück ist es nun, Ihnen diesen wunderbaren Ausschnitt
der M-Fotografie präsentieren zu dürfen.

Ihr Andreas Kaufmann

6

Lightbox

LEICA M-FOTOGRAFIE – EINE AUSWAHL

26

The Man from Ipanema

DAVID ALAN HARVEY

120

Großstadtvier

MATT STUART

60

Übertretene Grenzen

AYMAN OGHANNA

138

Frontmann

STANLEY GREENE

90

Hölle hinter Gittern

VALERIO BISPURI

172

Niemandsland

BETTINA FLITNER

198

FOTOGRAFEN

COVERFOTO: DAVID ALAN HARVEY/MAGNUM PHOTOS, BAHIA, BRASILIEN 2000

Zwei Fragmente der Realität, die auf den ersten Blick nicht recht zueinander passen und den Betrachter für einen Moment innehalten lassen: *Dualismus*, die Polarität zweier Faktoren, die pointiert in einem Bild aufeinandertreffen – oder, wie in dieser Lightbox, in acht.

KatastrophenTourismus?
Am 11. September 2001 entdeckte Thomas Hoepker diese Gruppe scheinbar völlig ungerührter junger Menschen. Erst 2006 veröffentlichte er das Bild und löste damit Kontroversen aus. Zwei der Abgebildeten beschwerten sich. Sie hätten sich rege über die Katastrophe ausgetauscht, seien sehr betroffen gewesen. Junge Menschen, ein Sommertag, eine Katastrophe – zu viel für ein Bild?

Thomas Hoepker, Leica MP





FOTO: THOMAS HOEPKER / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS





Atombunker mit Außenpool:
Gleich neben dem Schwimm-
bad preist eine Werbetafel
private Schutzräume an. Dem
Vergnügen der Schwimmerinnen
und ihrer Begleiter tut das keinen
Abbruch. Das Bild entstand
1961 in Los Angeles. Die Angst
vor einem möglichen Atomangriff
beschäftigt die Menschen –
ohne aber Auswirkungen auf
ihren Alltag zu haben.

Max Scheler, Leica M (analog)

Maoismus goes Pop: „Von 2004 bis 2008 habe ich die Revolution und ihre Folgen in Nepal dokumentiert. Ich befand mich in einem Dorf, mehrere Tagesmärsche von der nächsten Straße entfernt. Die maoistischen Rebellen versammelten sich zum Appell und ich bemerkte das T-Shirt: Britney Spears. Es gab keine Elektrizität, keine Straßen – und doch trug sie dieses T-Shirt, das sie mit Teenagern in aller Welt verbindet.“

Tomas van Houtryve, Leica M6





FOTO: TOMAS VAN HOUTRYVE / VII PHOTO AGENCY





Natur vs. Kultur: „Tasiilaq hat 2000 Einwohner und ist der größte Ort Ostgrönlands. Der Fjord, an dem Tasiilaq liegt, ist nur wenige Wochen im Jahr eisfrei und Versorgungsschiffe können nur während dieser Zeit den Hafen anlaufen. Auch der Abfall kann nur in dieser Zeit entsorgt werden. So entsteht im Laufe eines jeden Jahres ein Müllberg, in dem das Grün einer dänischen Biermarke dominiert. Wir nennen ihn Carlsberg.“

Tobias Kruse, Leica M9

Kindfrau: 1990 fotografierte Mary Ellen Mark im Auftrag der „Life“ an einer Schule für schwer erziehbare Kinder. Sofort war sie von der neunjährigen Amanda fasziniert und machte mit ihrer Mutter aus, sie auch zu Hause fotografieren zu dürfen. Amanda war begeistert und schminkte sich extra für diesen Tag. Als sie sich verabschieden wollte, entdeckte die Fotografin das Kind zusammen mit seiner Cousine im Planschbecken.

Mary Ellen Mark, Leica M (analog)









Golfen ohne Grün: 1976 entstand das Bild der Golfspieler auf der Insel Das im Persischen Golf, die zum Emirat Abu Dhabi gehört. Auf ihr befindet sich der Verladehafen für das Erdöl der umliegenden Offshore-Felder. Bei den Hobby-Sportlern handelt es sich um Ölarbeiter, die eine Auszeit vom Alltag suchen. Über ihr Handicap ist nichts bekannt.

René Burri, Leica M (analog)

Ganz privat vor aller Welt:
Chien-Chi Chang dokumentierte
das Leben illegaler Einwanderer
in Chinatown und zeigt, wie
der Alltag in den Ausnahmestand
Einzug hält – wie dieser
Moment der Ruhe auf einer
Feuerleiter. Ein Rückzugsort in
der Megacity, allein mitten unter
Menschen. Und nicht zuletzt:
authentisches asiatisches Essen
mitten in New York.

Chien-Chi Chang, Leica M (analog)



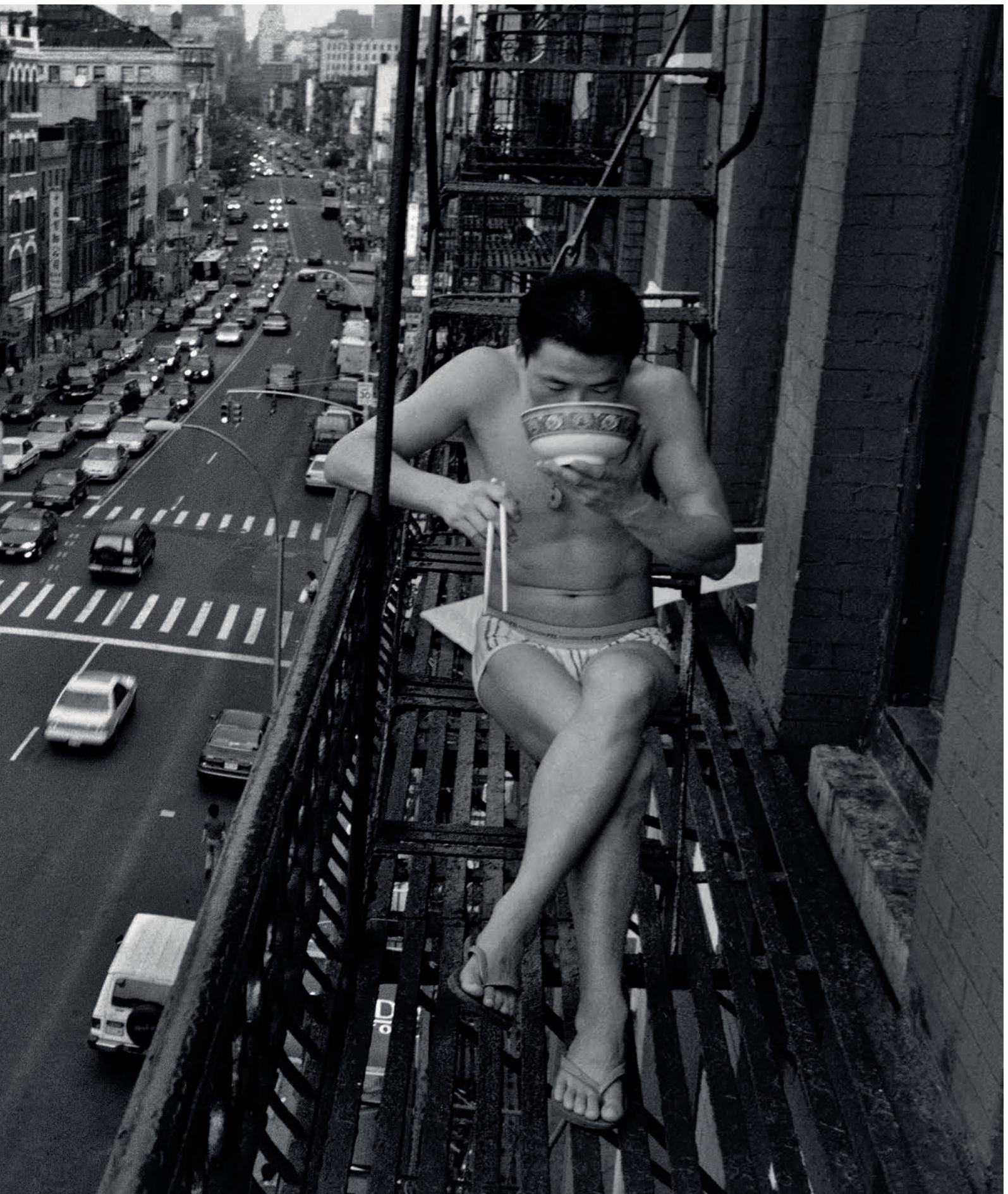


FOTO: CHIEN-CHI CHANG / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS





Ein Moment der Menschlichkeit inmitten des Krieges:
„Dieses Bild entstand im Irak, wo ich zwei Wochen bei kurdischen Kämpferinnen verbrachte. Die Situation bringt eine Saite in mir zum Klingen. Ich bin selbst Mutter von zwei Kindern und arbeite in Kriegsgebieten. Die Frauen dort haben jedoch keine andere Wahl. Vielleicht kämpfen sie für das Wohl ihrer Kinder? Ihre Kinder sollen leben, auch wenn sie dafür sterben.“

Véronique de Viguerie, Leica M9



THOMAS HOEPKER

Geboren 1936 in München. Ehemaliger Fotograf und Artdirector des „Stern“. 1989 wurde er als erster deutscher Fotograf Vollmitglied bei Magnum Photos.



MARY ELLEN MARK

Geboren 1960 in Philadelphia. Augenmerk auf sozial-kritische Themen. Ehemaliges Magnum-Mitglied – sie verließ die Agentur, um sich eigenen Projekten zu widmen.



MAX SCHELER

Der deutsche Magnum-Fotograf (1928–2003) prägte das Erscheinungsbild des „Stern“ und war als stellvertretender Chefredakteur von „Geo“ und „Merian“ tätig.



RENÉ BURRI

Viele der Bilder des Magnum-Fotografen René Burri (1933–2014) gehören zu unserem kollektiven Bildgedächtnis, wie z. B. sein Porträt von Che Guevara.



TOMAS VAN HOUTRYVE

Der belgische Fotograf, geboren 1975, wird von der Agentur VII vertreten. World-Press-Photo-Preisträger 2015 für seine Bilder, die mit einer Drohne entstanden.



CHIEN-CHI CHANG

20 Jahre lang dokumentierte Chang, geboren 1961 in Taiwan, das Leben der Immigranten in New Yorks Chinatown. Seit 2001 ist er Mitglied bei Magnum Photos.



TOBIAS KRUSE

Kruse wurde 1979 in Mecklenburg geboren. Arbeit als Grafikdesigner, bevor er an der Ostkreuzschule für Fotografie studierte. Vertreten von Ostkreuz, lebt in Berlin.



VÉRONIQUE DE VIGERIE

Geboren 1978 in Toulouse, studierte Fotojournalismus. Nach jahrelanger Konzentration auf Afghanistan, veröffentlicht sie heute Reportagen aus vielen Teilen der Welt.

The Man from *Ipanema*

Von der Copacabana nach Salvador da Bahia,
vom Strand ins bunte Karnevalstreiben von Rio –

Magnum-Fotograf David Alan Harvey reiste
immer wieder nach Brasilien. Frühe Aufnahmen
seit dem Jahr 2000, bisher unveröffentlichte Bilder
aus diesem Jahr, Farbe und Schwarzweiß –
es sind Bilder aus dem Moment heraus, intuitiv,
zeitlos und voller Emotionen.

FOTOGRAFIERT MIT LEICA M6 / M9 / M MONOCHROM



























































Seine Bilder lassen nicht erahnen, dass er ungern verreist oder als stark introvertiert eingestuft wurde. Fremde Länder, viele Menschen – das sind zumeist die Sujets von Magnum-Fotograf David Alan Harvey. Im Gespräch mit seinem Freund und langjährigen Kollegen vom Magazin „Burn“, Diego Orlando, erklärt er, wie das zusammenpasst und warum es ihn erneut nach Brasilien gezogen hat.

Ich kenne dich nun schon seit zehn Jahren und an keinem einzigen Tag habe ich dich ohne deine Kamera gesehen. Sie scheint zu deinem Körper zu gehören ...
Schon als Kind hatte ich meine Kamera stets bei mir und das ist bis heute so geblieben. Es ist ein Ausdruck meiner Begeisterung für die Fotografie. Ich genieße es, die Welt durch den Sucher meiner Kamera zu entdecken. Ich weiß nicht, was ein Psychiater dazu sagen würde, aber das wäre mir letztlich auch egal. Es geht mir nicht darum, irgendjemanden mein Leben zu zeigen, es ist viel eher zu einer weiteren Sinneswahrnehmung für mich geworden. Gleichzeitig hilft mir die Kamera, ein wenig der Realität des Alltags zu entkommen.

Du hast mal gesagt, dass du als Kind ziemlich schüchtern gewesen bist.

Und das bin ich heute noch. Ich denke, dass Unsicherheit ein Schlüsselement vieler Künstler ist. Ich habe meine Persönlichkeit testen lassen. Das Ergebnis: Ich bin stark introvertiert. In einem Raum voller Menschen zu stehen und mich unterhalten zu müssen, ist mein schlimmster Albtraum. Meine ersten Fotos machte ich von meiner Familie und das hatte zwei Gründe: Ich wollte einerseits die Menschen um mich herum fotografieren, hatte andererseits aber Angst, auf Fremde zuzugehen. Bis zum Beginn der Highschool wirst du niemanden auf meinen Fotos finden, mit dem ich nicht verwandt bin. Vielleicht sogar noch bis zum Beginn meines Studiums. Es änderte sich erst mit „Tell It Like It Is“ (1967), meinem Buch, dass wir gerade neu auflegten. Für das Projekt lebte ich einige Zeit mit einer afroamerikanischen Familie zusammen. Hier war ich zum ersten Mal ganz allein auf mich gestellt, keine Bekannten, keine Freunde, nur eine fremde Familie.

Aber das Fremde ist dir nicht lange fremd geblieben!

Ich versuche stets aufgenommen zu werden. Die meisten Menschen auf meinen Bildern sind meine Freunde – auf ganz verschiedene Weise. Ich kann auch für fünf Minuten der Freund von jemandem werden. Manche Bilder ergeben sich auf der Straße, das kommt vor. Aber normalerweise versuche ich immer, eine Familie zu finden. Die Leute von „Burn“ sind eine Familie, die Menschen in meinen Workshops sind eine Familie. Ich bewundere Henri

Cartier-Bresson, denn er war als Streetfotograf beinahe unsichtbar. Er betrat niemandes Haus, außer das von Matisse und Picasso! Aber sonst verließ er nie die Straße. So blieb er lange Zeit mein fotografisches Vorbild, mein Mentor. Aber eines Tages wurde mir bewusst, dass ich nicht für den Rest meines Lebens Cartier-Bresson kopieren kann. Ich begann, in Farbe zu fotografieren, und merkte immer mehr, dass DAH nicht HCB war. Mein Temperament ist anders. Erst wenn sich die Menschen an meine Anwesenheit gewöhnt haben, kann ich „unsichtbar“ werden. Ich möchte mit den Menschen ein Bier trinken, bevor ich sie fotografiere. Meine Bilder entstehen ganz in Ruhe und dann in den Wohnzimmern der Menschen. Jeder Fotograf muss seinen eigenen Weg finden.

Das klingt, als hättest du diese Art des Arbeitens sehr verinnerlicht. Aber gleichzeitig hat sich dein Stil viele Male verändert. Was waren die größten Veränderungen in deinem Leben?

Es gab einen sehr prägenden Moment. Ich war ein ganz normales Kind, aber als ich sechs Jahre alt war, erkrankte ich an Polio. Ich kam auf eine Isolierstation. Der Blick durch ein kleines Fenster war mein einziger Kontakt zur Außenwelt. Als ich die Krankheit überstanden hatte, waren alle froh, dass ich mich wieder erholte. Niemand bedachte damals die psychischen Schäden, die ich davongetragen hatte. Alle gingen davon aus, dass ich wieder gesund war. In Wirklichkeit ging es mir aber ziemlich schlecht. Ich glaube, ich habe mich nie so ganz davon erholt, und dass das auch der Grund dafür ist, warum ich immer und überall versuche, eine Familie zu finden.

Woher nimmst du deine Inspiration?

Ich habe mich schon immer sehr für andere Künstler interessiert. Autoren, Maler und Musiker haben mich stärker geprägt als Fotografen. Bei ihnen fand ich meine Zuflucht, als ich im Krankenhaus lag – ich habe viel gelesen. Ich erschuf mir im Alter von sechs Jahren eine unglaubliche Fantasiewelt, die ich erst mit zwölf Jahren wieder verließ, als ich zum ersten Mal eine Kamera in die Hand nahm. Die Kamera wurde ein fester Bestandteil von mir und meinem Leben. Deswegen sind meine Bilder auch positiv. Ich kann keine negativen Bilder aufnehmen, denn ich denke nicht negativ über die Welt. Ich bin immer noch dankbar dafür, dass ich die Krankheit überlebt habe.

Sprechen wir über die Höhepunkte in deiner Karriere: In deren Verlauf finden sich immer wieder Schlüsselaufnahmen, die für einen Wendepunkt stehen.

Es gefällt mir, alle paar Jahre an einen Wendepunkt zu kommen. Ich würde mir zum Beispiel niemals eine →

Retrospektive wünschen. Ich habe genug Energie, um immer wieder neue Projekte zu realisieren. Dabei unternehme ich gar nicht erst den Versuch, krampfhaft innovativ zu sein, aber ich entdecke ständig Neues, das sich zu erkunden lohnt. Wenn ich meine Kamera verlieren würde und stünde plötzlich ohne sie da, hätte ich keine Ahnung, was mit mir passieren würde. Denn ich bin abhängig von ihr, geradezu süchtig. Manchmal stelle ich mir vor, was wohl passierte, wenn ich blind wäre. Dieses Szenario kommt mir hin und wieder in den Kopf – ich denke, ich würde anfangen zu schreiben.

Du kommst gerade aus Brasilien und du warst auch schon für frühere Projekte dort. Dieses Mal hast du in Schwarzweiß gearbeitet. Was hat sich verändert?
Aktuell arbeite ich an „Beach Games“. Aber das Projekt habe ich schon so gut wie abgeschlossen. Als nächstes möchte ich wieder nach Kuba und eine kleine Geschichte in Schwarzweiß fotografieren. Ich kann gar nicht sagen, warum ich derzeit so viel in Schwarzweiß arbeite. Gut, ich habe auch schon am Anfang meiner Laufbahn ausschließlich in Schwarzweiß fotografiert. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die letzten 20 bis 30 Jahre mit Farbe nur ein Experiment waren. Aber ich mag beides. Es wird ja immer behauptet, dass man Farbe und Schwarzweiß nicht mischen kann, aber das tue ich jetzt. Morgens fotografiere ich in Farbe, und nachmittags in Schwarzweiß, das ist überhaupt kein Problem für mich.

Rio, Kuba – du bist viel unterwegs. Aber um ehrlich zu sein, ich behaupte, dass du im Grunde deines Herzens gar nicht gerne verreist.

Guter Punkt! Ich habe es nie besonders genossen, unterwegs zu sein. Und jetzt sitze ich ständig im Flugzeug. Was ich mag, sind andere Kulturen, fremdes Essen und neue Musik. Ich sauge die ganze Atmosphäre, die Geschichte und Politik in mich auf. Ich genieße es also, woanders zu sein, wenn ich nur erst einmal dort bin. Sonst kann ich es auch gut auf meiner Veranda aushalten.

Wie ist deine Beziehung zu deinen Magnum-Kollegen? Besprichst du deine Arbeiten mit den anderen? Oder führt das nur zu Diskussionen?

Wir genießen es, uns von den Arbeiten anderer inspirieren zu lassen, und ich bin ein großer Fan der Bilder, die die anderen machen. Man möchte sich ja auch nicht nur mit seinen eigenen Sachen beschäftigen. Deshalb ist auch das Magazin „Burn“ eines der Dinge, die mir am meisten Freude bereiten. Es ist ein willkommener Ausgleich, die Arbeiten anderer Fotografen zu veröffentlichen. Ich bin immer so konzentriert auf meine Arbeit, dass ich auch

Auszeiten von DAH brauche. Er kann einem manchmal zu viel werden. Aus demselben Grund genieße ich auch meine Workshops so sehr: Ich kann in Ruhe die Arbeiten anderer Fotografen betrachten und meine Gedanken schweifen lassen.

Als ich neu bei Magnum war, musste ich mich erst daran gewöhnen. Ich erinnere mich noch, als meine Bilder in der Bibliothèque Nationale de France ausgestellt wurden. Und als ob das nicht schon genug wäre, treffe ich Henri Cartier-Bresson und sitze auf einmal mit ihm bei einem Glas Wein zusammen. Ich dachte mir, bin das wirklich ich, hier, mit diesem Mann? Er war mein Held, so wie viele der Magnum-Fotografen. Ich konnte es kaum fassen. Es fühlte sich nicht so an, als hätte ich es verdient. Selbst als ich Magnum-Mitglied war, ja vielleicht sogar heute noch, kann ich mich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, ein Teil von Magnum zu sein.

Ich habe noch eine letzte Frage zu Brasilien. Nachdem du das Buch „(based on a true story)“ herausgebracht hastest, bist du gleich wieder nach Rio de Janeiro gereist, um dort erneut zu fotografieren. Was hat dich dazu gebracht, direkt nach dem ersten Buch die Arbeit an einem zweiten zu beginnen?

Ja, das hätte auch schief gehen können. Aber wenn man das Gefühl hat, dass etwas richtig ist, muss man diesem Gefühl auch nachgehen. Ich erinnere mich noch daran, dass ich schon einmal gefragt wurde „Warte mal, du hast Rio fotografiert und jetzt fotografiest du Rio noch einmal?“ Und ich weiß, dass es der allgemeinen Erfahrung widerspricht, zweimal am selben Ort das gleiche Thema zu fotografieren. Und normalerweise wäre ich auch weitergezogen und hätte mich anderen Dingen gewidmet, aber Brasilien hatte mir noch viel zu bieten. Irgendetwas zog mich wie magisch wieder dorthin.

Und es geht ja nicht nur um Arbeit. Du genießt ja auch deine Zeit und das Leben in Brasilien, oder?

Wer würde das nicht? In Brasilien am Strand sitzen, Caipirinhas trinken und sich von der besonderen Atmosphäre verzaubern lassen – was gibt es besseres? Mein privates und mein Arbeitsleben sind nicht voneinander getrennt. Ich könnte nie etwas fotografieren ohne Liebe.

Diego Orlando, geboren 1971, freier Fotograf und Bildredakteur. Mitbegründer der Winephoto Association. Seit 2009 Bildredakteur des Magazins „Burn“.

Übertretene Grenzen

Die Terrormiliz Islamischer Staat macht Jagd auf Andersgläubige und politische Gegner. Über eine Million Menschen sind auf der Flucht, viele von ihnen finden in den kurdischen Gebieten kurzfristig Sicherheit. Islamischer oder kurdischer Staat? Und wer gehört zu welcher Seite? Ayman Oghannas Bilder aus einer Region, die in Gewalt, Chaos und Misstrauen versinkt.

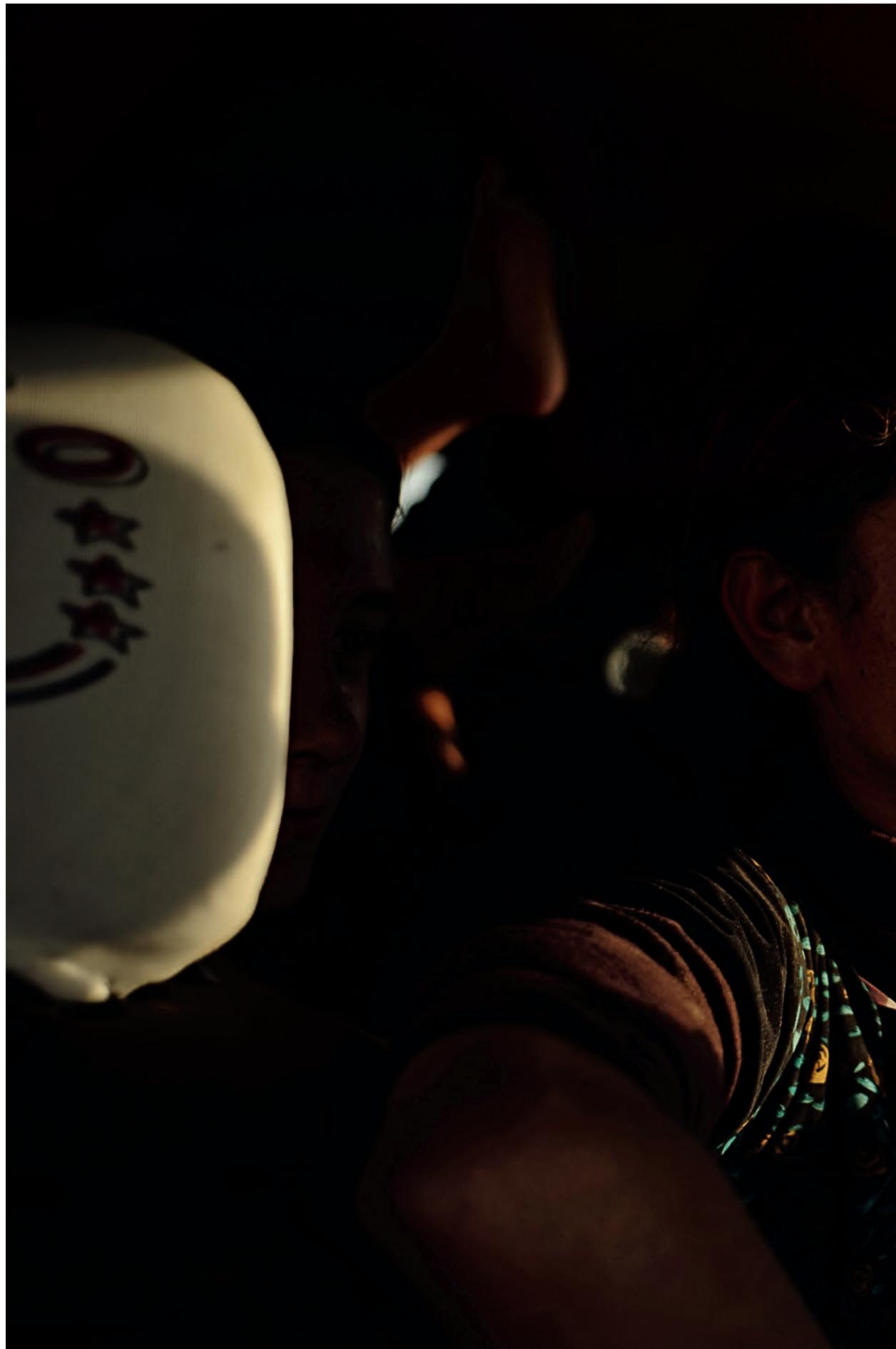
FOTOGRAFIERT MIT LEICA M





SNUNY UND KALAK
Anfang August 2014

Zehntausend Flüchtlinge
harrten im Sindschar-Gebirge
aus, abgeschnitten von jeglicher
Versorgung. Freiwillige bringen
sie mit Rettungsfahrzeugen in
autonome kurdische Gebiete –
ihre Rettung vor den Gräueltaten
der Terrormiliz IS











FAYSH Khabur

10. August 2014

Viele Flüchtlinge passieren
Faysh Khabur. Eine Fähre
verbindet die Stadt im Nordirak
mit dem kurdischen Nord-
osten Syriens, auch Rojava
genannt. Ob sie jemals wieder
in ihre Heimat zurückkehren
können ist ungewiss





PROVINZ DOHUK

15. August 2014

Im kurdischen Autonomiegebiet Dohuk wurde das Bajid-Kandal-Flüchtlingslager eröffnet. Vertriebene Jesiden warten auf die Wasserverteilung. Die Ressourcen in den Flüchtlingsgebieten sind längst erschöpft







PROVINZ DOHUK
15. August 2014

Wut und Verzweiflung stehen den Menschen ins Gesicht geschrieben. Sie mussten fliehen, als die sunnitischen Extremisten ihre Heimat erreichten. In dem Lager können sie sich zumindest kurz von den Strapazen der Flucht erholen





KURDISCHES AUTONOMIEGEBIET

Mitte August 2014

Die Peshmerga-Armee kämpft im Nordirak gegen die IS-Terrormiliz. Das oberste Kommando über die Soldaten hat das Peshmerga-Ministerium der kurdischen Regionalregierung in Erbil

MOSSUL-TALSPERRE

19. August 2014

Peschmerga-Soldaten begutachten die Auswirkungen US-amerikanischer Luftangriffe. Kurdische und irakische Truppen konnten den strategisch wichtigen Staudamm im Norden des Landes aus den Händen des IS befreien











KANDIL UND ERBIL

28. September 2014

Anhängerinnen der Arbeiterpartei Kurdistans (PKK).

Die Kämpferinnen kommen aus den kurdischen
Gebieten in der Türkei, in Syrien, im Irak und im Iran.

Gemeinsam wollen sie den IS stoppen





ERBIL

2. Oktober 2014

Wie zahlreiche Jesiden und Kurden fliehen auch Muslime vor den Kämpfern des IS. Oftmals wird den sunnitischen Arabern die Kollaboration mit dem ebenfalls sunnitischen IS unterstellt. Die Religion allein macht verdächtig









Seit dem Erstarken des IS hat die kurdische
Regionalregierung mit Unterstützung des UNHCR,
der UN-Behörde für Flüchtlingsschutz, zahl-
reiche Flüchtlingscamps im gesamten kurdischen
Autonomiegebiet eingerichtet

Die Grenze zwischen Syrien und dem Irak ist eine einzige große Staubwolke. Eine beachtliche Karawane aus Traktoren, Viehlastwagen und Autos bahnt sich einen Weg hindurch, bis der Staub allmählich abnimmt und die abgekämpften Menschen sichtbar werden, die sich die Sindschar-Berge hinabschleppen. Die Fahrer rufen sie. Aber die Menschen stolpern bereits weiter – mit Kindern, die ihre Hände um die Nacken ihrer Väter schlingen, und Säcken, die in wunde Schultern schneiden. Die Fahrer der Rettungsfahrzeuge sind alle Freiwillige. Männer mit genug Benzin und Empathie, um durch die Wüste zu fahren und Fremde zu retten. Sie halten die Hände von erschöpften Männern und Frauen, bringen sie zu ihren Fahrzeugen und beruhigen die Flüchtlinge. Die zwölfjährige Randa ist eine von ihnen. Sie schaut mit ihren grünen Augen, die zu viel gesehen haben, aus der Fahrerkabine des Pick-ups, der sie und ihre Familie gerettet hat. „Ist das Syrien?“, fragt sie mit lauter Stimme. „Rojava“, lautet die Antwort des Fahrers, Westkurdistan, ein emporstrebender Staat im Norden und Osten eines Landes, das einst als Syrien bekannt war. Randa und all die anderen Flüchtlinge gleichen dem Staub, der an diesem Tag über Rojavas Grenze liegt. Sie hängen in der Luft und warten darauf, von Kräften, die sie selbst nicht kontrollieren können, in unbekannte Gebiete geweht zu werden.

LANGE GESCHICHTE DER VERFOLGUNG. Wie die meisten, die in diesen Tagen geflohen sind, ist Randa Jesidin. Sie ist Teil einer religiösen Minderheit im Irak, die besonders einen gefallenen Engel verehrt, dessen reumütige Tränen, wie sie sagen, das Feuer der Hölle erlöschten ließen und den Engel zurück zu Gott brachten. Sunnitische Extremisten sehen diesen gefallenen Engel, genannt Melek Taus, als Satan an und halten die Jesiden für Anbeter des Teufels. Die Geschichte der Jesiden ist eine Geschichte von Pogromen und Massakern, doch vielleicht sind diese nicht so bedeutsam wie die Geschehnisse im August des vergangenen Jahres. Damals sind sowohl die Truppen der irakischen Armee als auch die Streitkräfte der Autonomen Region Kurdistan aus ihren Stellungen vor der Stadt Sindschar im Nordwestirak geflohen – geflohen vor der plündernden Miliz, die sich Islamischer Staat (IS) nennt. Deren Kämpfer, die zur sunnitischen Glaubensrichtung des Islam gehören, durchkämmten Stadt um Stadt und verübten schreckliche Grausamkeiten an den Zurückgebliebenen. Hunderte wurden hingerichtet und Tausende entführt, darunter Kinder und zahlreiche Frauen, die als Sexsklavinnen an die dschihadistischen Kämpfer verkauft wurden.

Für die Menschen, die aus Sindschar und der Umgebung fliehen wollten, führte der einzige Weg aufwärts.

Zehntausende Jesiden strandeten in den Sindschar-Bergen, umringt von Kämpfern schauten sie hier dem Tod durch Unterernährung, Dehydrierung und Erschöpfung ins Auge. Die Geschichten, die die Überlebenden erzählen, sind so grauenvoll – versklavte Frauen, tote Babys, Eltern, die ihren Kindern in den Mund spucken, um Füssigkeitszufuhr zu simulieren – dass viele Journalisten zuerst nicht glauben konnten, dass diese Geschichten wahr sind.

ENTSCHEIDUNG FÜR EINE SEITE. Die meisten der Geretteten verdanken ihr Leben der YPG. Der syrische Ableger der kurdischen Arbeiterpartei PKK wird von den USA und der EU noch immer als Terrororganisation eingestuft. Seitdem sie den Jesiden geholfen haben, die Sindschar-Berge zu verlassen, sind sie die neuen Helden der Autonomen Region Kurdistan geworden: tapfere Kämpfer, die gewillt sind, den IS zu bekämpfen und Zivilisten zu verteidigen – mit einer Hingabe und Heftigkeit, zu der die irakische Armee und die Peschmerga nicht bereit waren. „Von diesem Moment an bin ich kein Iraker mehr“, sagt mir Khodeda Abbas, ein früherer Soldat der irakischen Armee, nachdem er ebenfalls aus den Bergen gerettet wurde. „Ich gehöre zur YPG, weil sie die einzigen sind, die uns beschützen.“

Nach Jahrhunderten der Koexistenz in der religiös und ethnisch heterogenen Region um die irakisch-syrische Grenze sind Christen, Kurden, Jesiden, Araber, Schabak, Turkmenen und andere nun gezwungen, sich für eine Seite zu entscheiden – für den Islamischen oder den Kurdischen Staat. Im letzten Jahr trieben die Angriffe des IS mehr als zwei Millionen Iraker zur Flucht. Fast die Hälfte derer, die aus ihrer Heimat fliehen mussten, drängte in den irakischen Teil Kurdistans – bereits Heimat von mehr als 200 000 syrischen Flüchtlingen. Familien schlafen unter Autobahnbrücken, in Rohbauten auf nacktem Beton, am Straßenrand und in Schulkorridoren, in denen der Start des akademischen Semesters verschoben werden musste. Die Provinz Dohuk, einst eher dünn besiedelt, hat heute eine Bevölkerungsdichte, die zu den höchsten gehört. Allein die Kosten für Strom belaufen sich auf Millionen Dollar pro Tag. Wasser ist ebenfalls ein Problem. War die Versorgung zuvor gerade ausreichend für die Bewohner, sind nun die Ressourcen am Limit.

Lediglich die Flüchtlingscamps erinnern an all das, was im Irak verloren ist. Arabische, türkische und kurdische Wörter schwirren in der Luft. Schnurrbärtige jesidische Männer schlürfen Tee, während schelmische arabische Jungen heimlich Steine mit Schleudern schießen, immer außerhalb des Blickwinkels ihrer Eltern. Turkmenische Professoren grüßen palästinensische Familien, die nun zum zweiten Mal ihre Heimat verloren haben, nachdem →

sie 1948 schon Haifa verlassen hatten. Kinder – Araber, Jesiden, Schabak, Sunnit en und Schiiten – spielen Fußball miteinander. Und in der Nacht backen Frauen auf improvisierten Öfen gemeinsam Brot, während in einigen Zelten ehemalige sunnitische Polizisten aus Mossul Whiskey und Witze teilen, beleuchtet vom Glimmen der Zigaretten und der Kohle der Wasserpfeifen.

Außerhalb des Camps jedoch sind die Bänder, die vorsichtig zwischen den Gemeinschaften geknüpft wurden, infolge der Angriffe des Islamischen Staats zerissen. In den Städten Makhmur und Gwer, beide in der kurdischen Region des Iraks, haben Araber und Kurden friedlich zusammengelebt. Nach der Besetzung durch den IS und der Befreiung durch die Peschmerga sind nur kurdische Einwohner berechtigt, in ihre alte Heimat zurückzukehren. Araber, die einst hier gelebt haben, sucht man vergebens. Ihre Geschäfte und Wohnungen sind leer, einige sind geplündert und sogar niedergebrannt worden, nachdem ein kurdischer Mob die arabischen Einwohner beschuldigt hatte, mit dem IS zu sympathisieren oder zu kollaborieren. Wie kann eine Versöhnung zwischen diesen Gemeinschaften jemals wieder gelingen?

VERDACHT UND MISSTRAUEN. An dem Tag, an dem die USA sich entschieden haben, Convoys und strategische Ziele des IS zu bombardieren, habe ich einen weißen BMW durch den Checkpoint bei Kalak fahren sehen. Die Kämpfer des IS waren bereits auf 25 Kilometer an Erbil, die Hauptstadt der Kurdenregion im Irak, herangerückt. Die Situation war angespannt. Das erste Mal, seitdem ich aus diesem Gebiet berichte, hörte ich die Kurden bitterlich Amerika und Europa dafür anklagen, sie so offensichtlich verlassen zu haben. Auf jedem irakischen Ausweis ist die Religion vermerkt und die Peschmerga waren damit beschäftigt, die Daten zu checken und die Autos durchzuwinken. Mit dem Fahrer des weißen BMW gab es offensichtlich ein Problem – er wurde aus dem offenen Autofenster gezogen und jemand schlug ihm ins Gesicht. Er schien um die 60 Jahre alt zu sein und eine wütende Menge hatte sich schnell um ihn herum versammelt. Während er auf dem Boden lag, traten die Menschen auf ihn ein. Ich versuchte, Fotos zu machen, doch ein Peschmerga hinderte mich daran. Der blutende Fahrer wurde in den Kofferraum seines eigenen Wagens gesteckt und davongefahren. Auf meine Nachfragen erhielt ich nur ein Achselzucken. „Er ist Daash“, sagte mir einer der Uniformierten, das lokale Akronym für den IS benutzend. Der Beweis dafür? „Er ist Araber.“

Glaubensbedingte Spannungen im Irak sind keine Einbahnstraße. Vor der Schlacht um Sindschar hatte es der IS geschafft, Nutzen aus der Situation der irakischen

Sunniten zu ziehen. Nach der US-Invasion im Jahr 2003 hatten diese Religionsgruppe einen schweren Stand: Nuri al-Maliki, Iraks schiitischer Premierminister, hatte ihnen alle Machtpositionen entzogen. 2014 trat al-Maliki in Folge der Machzunahme des IS unter amerikanischem und iranischem Druck zurück. Seine Regierung hatte zahlreiche Sunnit en systematisch eingesperrt und gefoltert. Auf führende sunnitische Politiker waren Haftbefehle ausgestellt, sunnitischen Demonstrationen wurde mit Gewalt begegnet. Bewaffnete Schia-Milizen wurden mit Regierungsabzeichen ausgezeichnet und mit der Autorität versehen, straflos zu morden. Im Laufe der Zeit begannen Kämpfer des IS, Städte unter der Kontrolle von Bagdads Schia-Miliz einzunehmen – viele Sunnit en im Land nannten sie „die Revolutionäre“.

Ich treffe Abu Hamoudi, IS-Emir in Mossuls östlichem Al Zahra-Viertel. Er fängt an Fragen zu stellen, bevor ich damit beginnen kann. „Warum haben alle Medien darüber berichtet, als die Christen Mossul verlassen haben? Oder berichten sie heute über die Jesiden und Sindschar? Warum sprechen sie nicht über al-Anbar und Falludscha? Warum? Weil dort Sunnit en leben?“ Hamoudi hetzt durch eine lange Liste an Anklagen gegen die Medien, die Vereinigten Staaten und al-Maliki. Wie viele lokale Anführer des IS ist auch er ein ehemaliger Gefangener. Er sagt, er sei unter al-Malikis Herrschaft gefangen genommen und gefoltert worden, weil er früher Offizier in Saddam Husseins Armee gewesen ist. Heute bieten seine Worte, mit brutaler Einfachheit, die Lösung des Islamischen Staats zu einem geeinten Irak: Unterwerfe dich oder werde ausgelöscht. „Hier gibt es keine Schiiten, hier sind keine Kurden, keine Schabak, keine Jesiden, keine Christen. Jetzt sind wir alle Sunnit en.“



Ayman Oghanna, britischer Fotograf mit irakischen Wurzeln, war seit August 2014 immer wieder mit einer Leica im syrisch-irakischen Grenzgebiet unterwegs.

Hölle hinter Gittern

Eine Welt der Anarchie und des Chaos: Gefängnisse in Südamerika zählen zu den härtesten der Welt. Oft kontrollieren die Gefangenen selbst den Alltag in den heillos überfüllten Haftanstalten. Über 70 hat Valerio Bispuri aufgesucht. Dort entstanden eindringliche Schwarzweißbilder, die einen Eindruck vom Leben hinter den Mauern liefern – Bilder, so kontrastreich, wie es auch das Leben sein kann.

FOTOGRAFIERT MIT LEICA M6 / M9





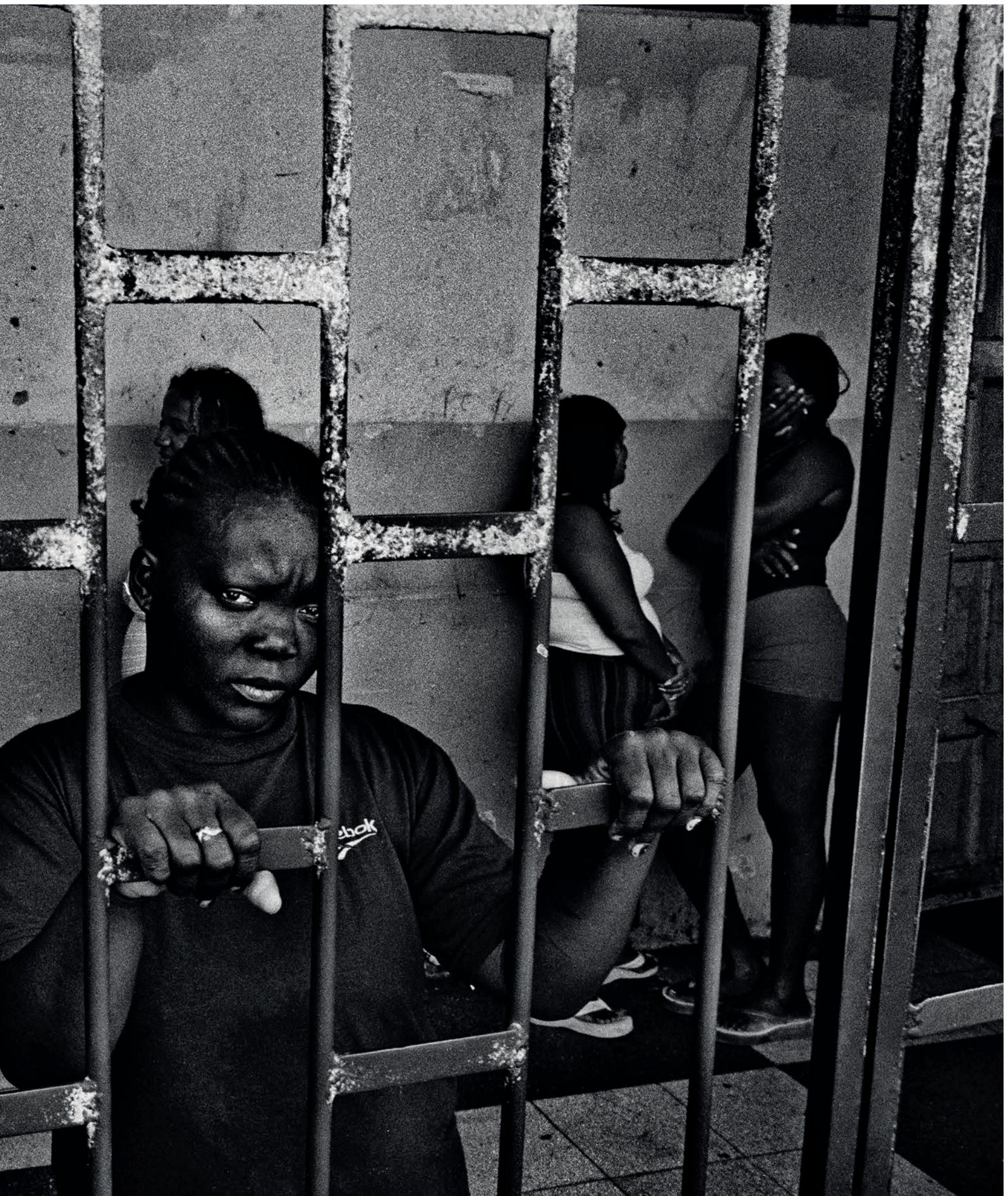




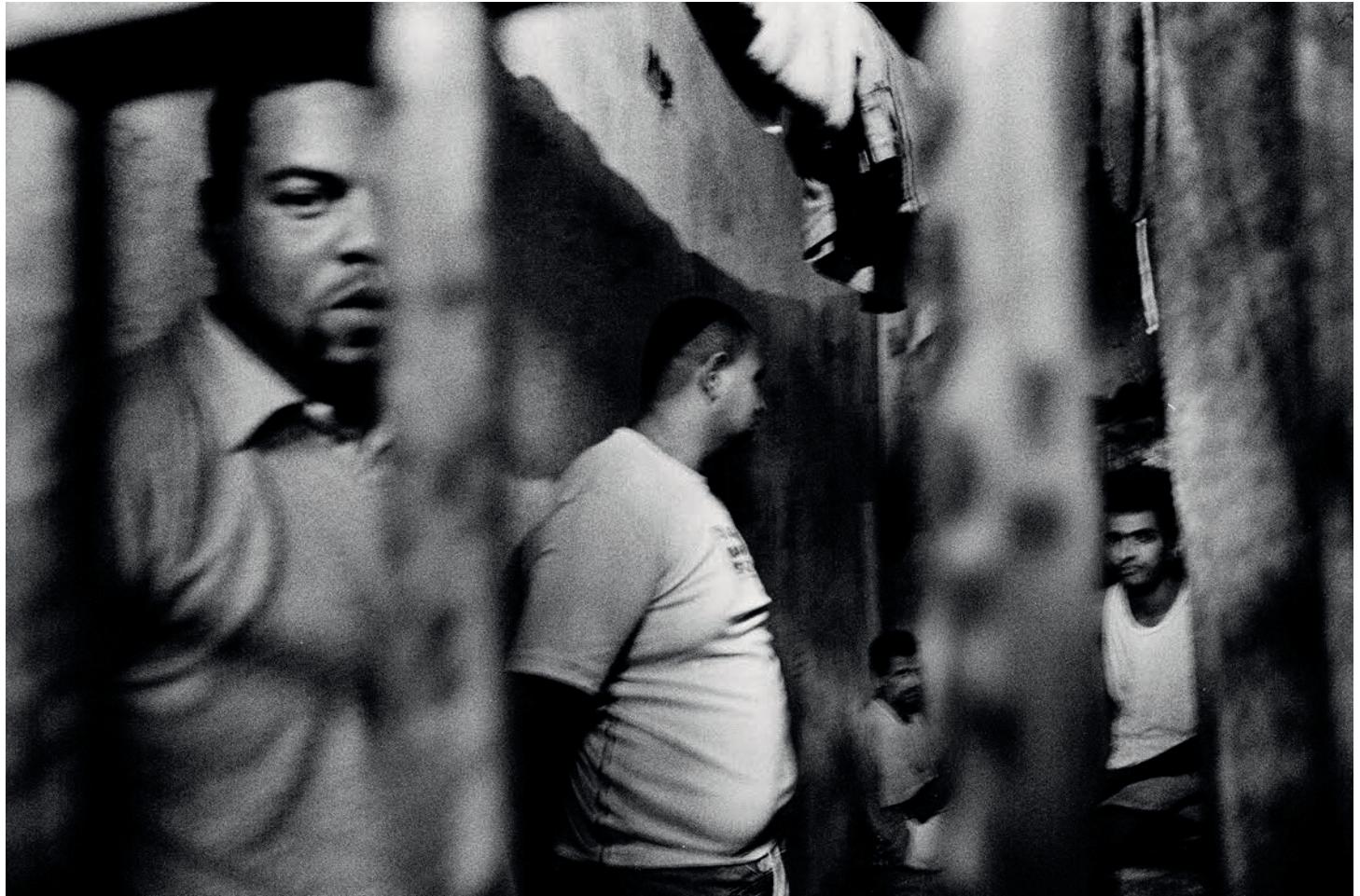
Vorherige Seite: Los Teques
in Caracas, Venezuela.
Diese Seite: Penitenciaría in
Santiago de Chile – das älteste
Gefängnis des Kontinents



Das Frauengefängnis
Guayaquil in Ecuador, rund
275 Kilometer südlich von
Quito. Immer wieder kommt
es hier zu Unruhen







Häftlinge in Santiago de Chile und Rio de Janeiro.
Die Menschen leiden nicht nur unter dem Freiheitsentzug,
sondern unter der extremen Enge – ohne eigenes Bett
oder gar einen Ort zum Rückzug. Dicht an dicht drängen sich
die Gefangenen in den Zellen



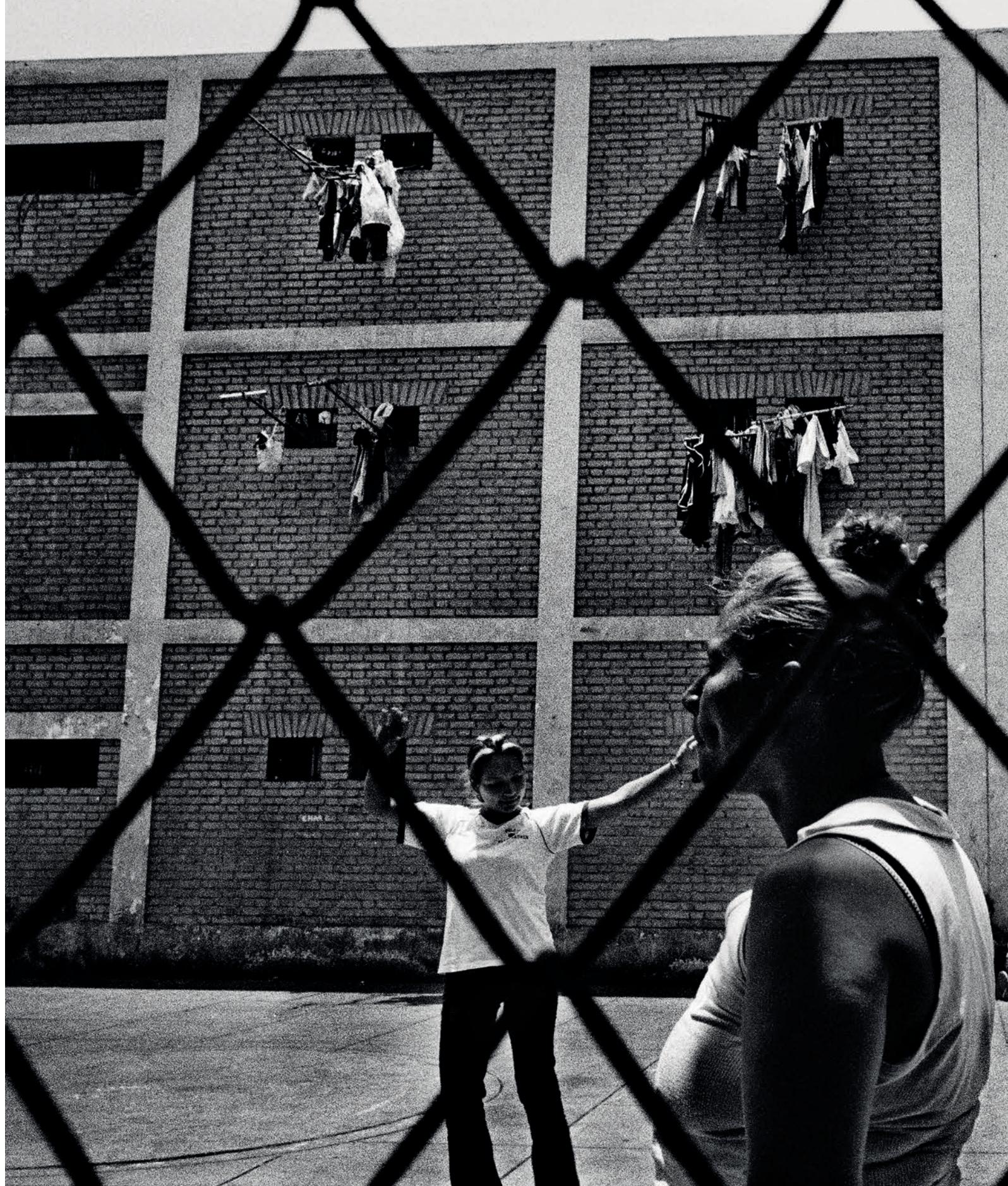
Oben: Frauengefängnis, Buenos Aires, Argentinien
Rechts: die ehemalige Jugendhaftanstalt La Tablada in
Montevideo, Uruguay. Mit bescheidenen Mitteln
haben die Häftlinge ihre Zellen eingerichtet und warten
darauf, dass die Zeit vergeht





Das Hochsicherheitsgefängnis von Combita in Kolumbien, nordöstlich von Bogotá. Viele Ex-Guerrillakämpfer der Farc sitzen dort ihre Strafe ab



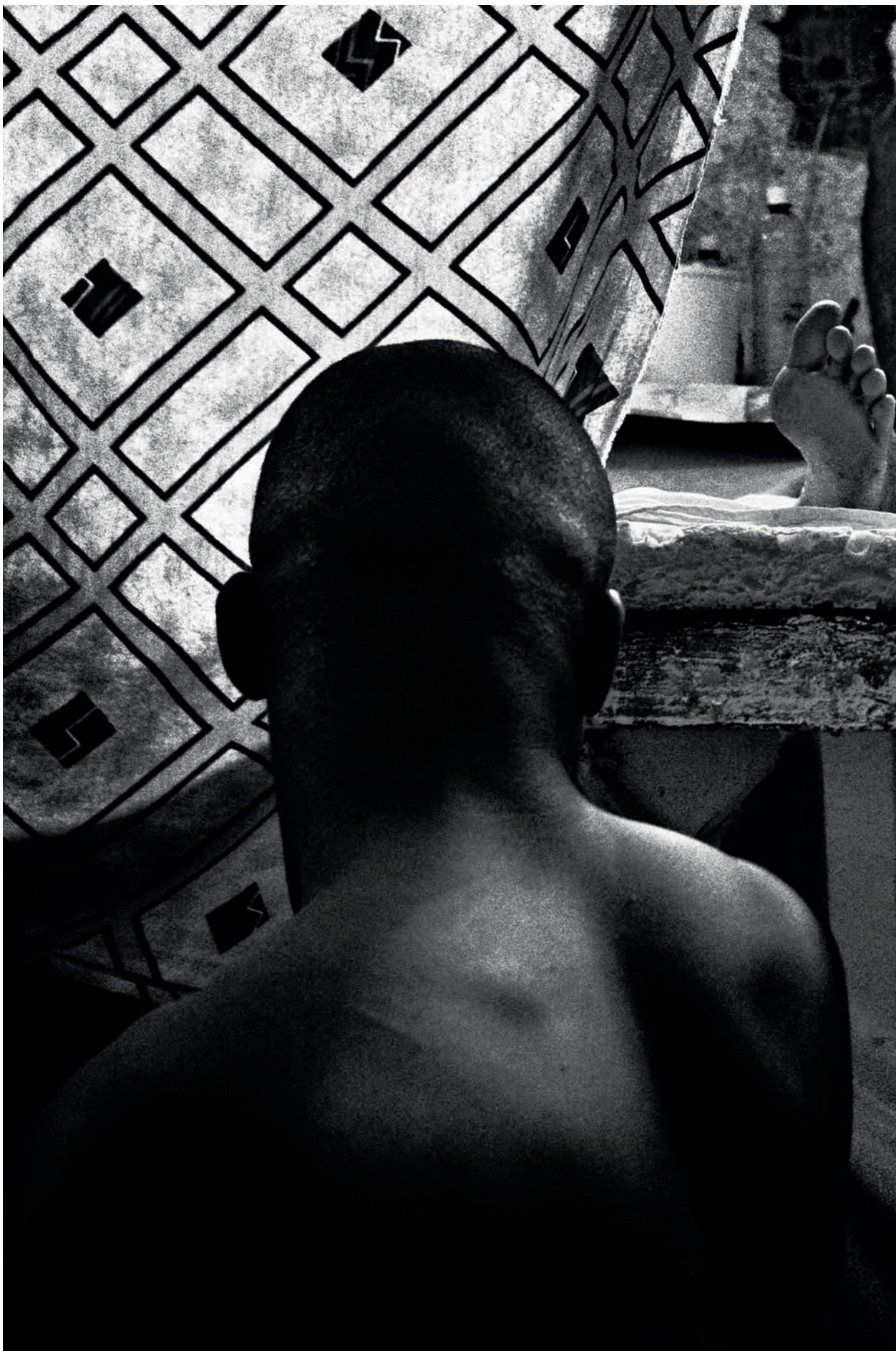




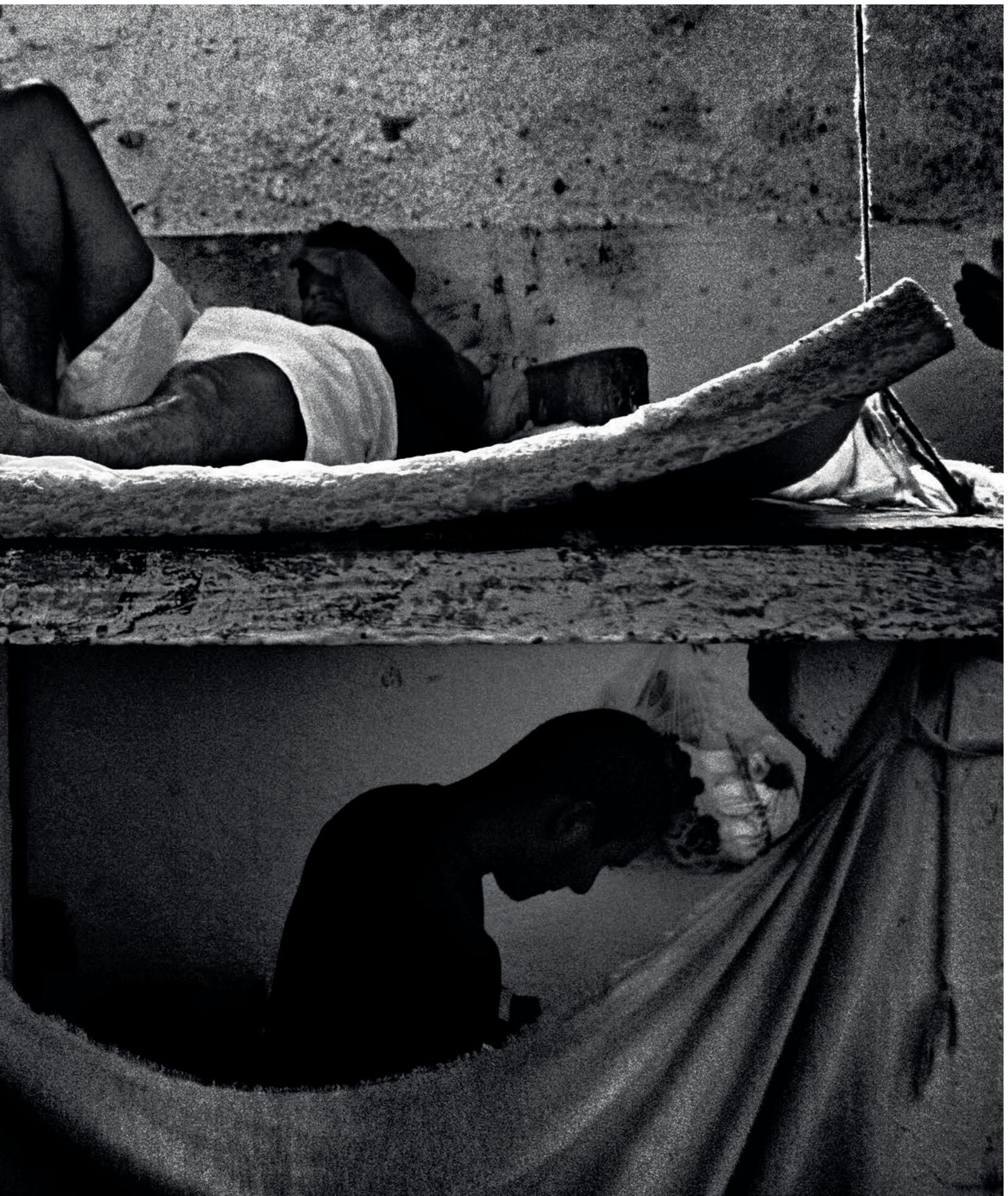
Hofgang im Frauengefängnis
Chorrillos in Lima, Peru. Viele der
Frauen nehmen ihre kleinen
Kinder mit in die Haft –
wo sollten sie sonst bleiben?







Vorherige Seite: das Gefängnis
Penitenciaría in Santiago
de Chile. Diese Seite: das Hoch-
sicherheitsgefängnis Bangi in
Rio de Janeiro







Waschräume im Gefängnis Penitenciaría
in Santiago de Chile. Die Anstalt ist hoffnungslos
überfüllt – aus Protest gegen die Haftbedin-
gungen sind die Gefangenen bereits mehrfach in
den Hungerstreik getreten





Diese Seite: Frauengefängnis
Chorrillos in Lima, Peru. Nächste
Seite: Quito, Ecuador. Es gibt
Pläne, am Ort der Haftanstalt ein
Luxushotel zu eröffnen



ESTA
MAESTRO

3X1

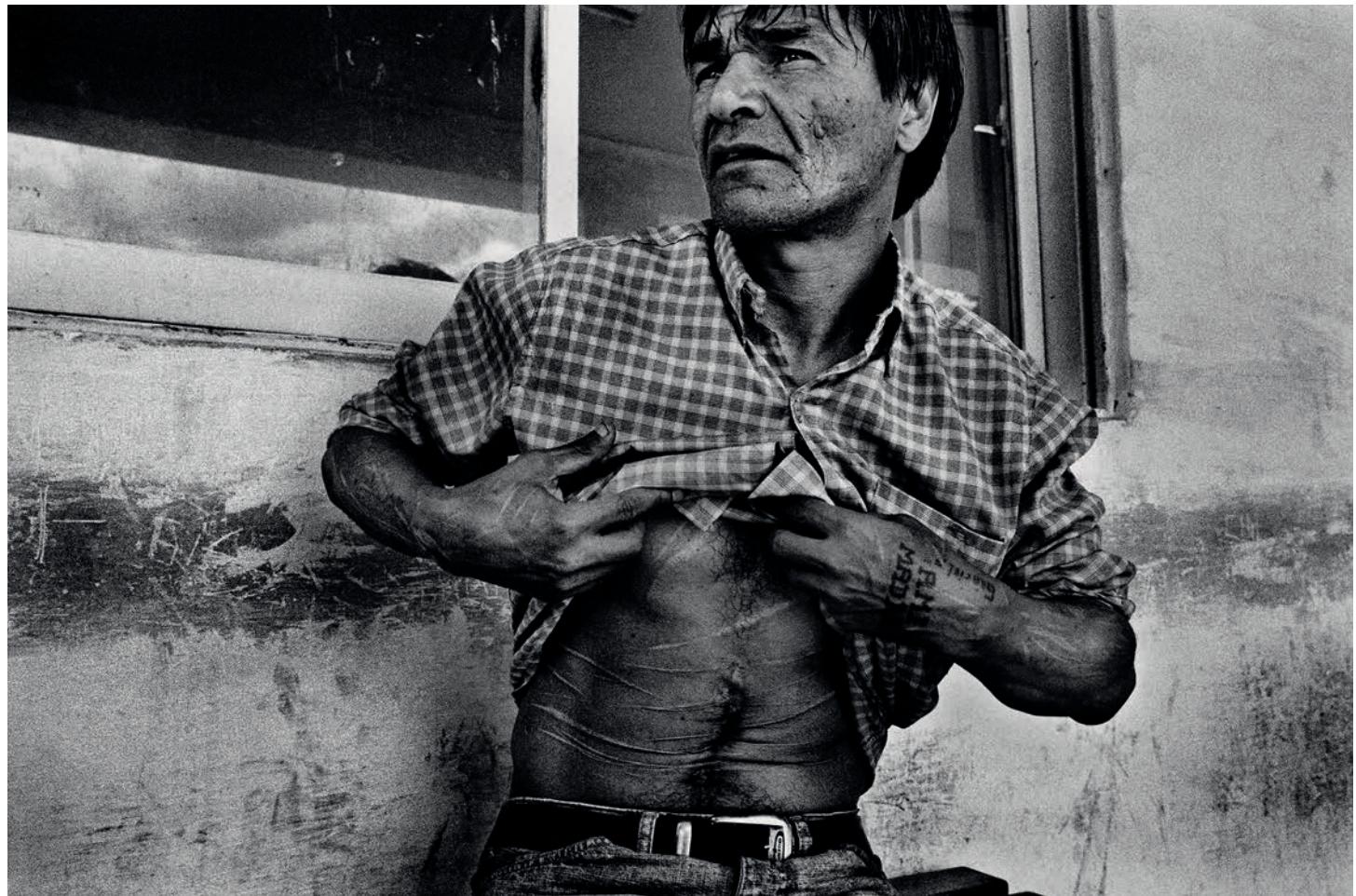
THE SPIDERMANS
S.C.

EXIGIMOS QUE SE RESPETEN
"NUESTROS DERECHOS"

SPORT



EL 3X1 ES RESISTENCIA - VIVA EL PARO 3X1



Links: Ein Häftling im Gefängnis San Felipe in der argentinischen Provinz Mendoza zeigt seine Narben. Rechts: eine Zellentür in der Haftanstalt La Tablada in Montevideo, Uruguay



Kennen Sie den Unterschied zwischen Gefängnissen und verlorener Freiheit? In der hier gezeigten Serie geht es um letztere, um eine Freiheit, die manchem Häftling nie vergönnt war. Wenn Sie ihn nicht gleich bemerken, liegt das vielleicht daran, dass Sie ein unbeschwertes Leben führen und Gefängnis und Freiheitsentzug für Sie ein und dasselbe bedeuten. Aber es gibt einen Unterschied.

Valerio Bispuri hat Häftlinge und Zellen fotografiert, aber eigentlich ging es ihm um etwas anderes. Sein Interesse galt dem Mangel an Freiheit, der das Leben der Häftlinge oft schon vor dem Haftantritt prägte und auch später immer prägen wird. Unfrei zu sein bedeutet, keine Wahl zu haben. So ein unfreies Leben führen die vielen Häftlinge, die Bispuri in Südamerika aufgenommen hat. Die Gefängnisse, die der Fotograf in Argentinien, Chile, Uruguay, Brasilien, Bolivien, Peru, Ecuador, Kolumbien und Venezuela besucht hat, gehören zu den gefährlichsten Knästen auf dem Kontinent.

Bispuris Fotografien sind Fotografien von Städten, von riesigen Kerkern, die wie Ameisenbaue überquellen und in denen Polizisten wie Häftlinge gleichermaßen Verurteilte sind. Gefängnisse, in denen die Insassen wissen, dass es kaum einen Unterschied macht, ob du dort bist oder in Freiheit. Zwar würden die Geschäfte draußen besser laufen, aber die Not, die Verzweiflung, das Unrecht sind hier wie dort dieselben. Die bewaffneten Häftlinge in Venezuela könnten womöglich sogar einen Ausbruch erzwingen, aber weshalb sollten sie das tun? Um gleich wieder eingelocht zu werden? Oder von einem Mitglied einer rivalisierenden Bande ermordet zu werden?

Im Gefängnis gibt es wenigstens Regeln.

Die meisten Häftlinge in Südamerika sitzen aufgrund desselben Straftatbestandes ein wie in Nordamerika und Europa auch: wegen Drogendelikten. Es sind Länder, in denen die Drogenkartelle ungeheuer mächtig sind, und die damit bezeugen, dass Unterdrückung und Verbote die falsche Strategie waren, dass die repressiven Maßnahmen zum Scheitern verurteilt sind. Natürlich gibt es auch Häftlinge, die wegen Betrugs sitzen. Gewaltverbrechen wie Mord, Vergewaltigung, Raub bestimmen jedoch das Bild. Bispuri hat auch in Frauengefängnissen fotografiert. Er hat Geschichten von Frauen gehört, die, um sich zu verteidigen, ihre betrunkenen Ehemänner getötet haben, weil sie sie unschädlich machen wollten – manchmal für immer. Mütter, die ihre Kinder umgebracht haben. Drogenabhängige, gewalttätige oder unschuldige Kinder, weil es in ihrem Fall die Mütter waren, die unter dem Einfluss von Alkohol oder Drogen standen.

Und dennoch: Das, was in diesem Schwarzweiß verblüfft, ist womöglich das vollständige Fehlen endgültiger Verzweiflung. Ich habe mich immer über die sehr

niedrigen Suizidraten in diesen Höllen im Vergleich zu nordamerikanischen und europäischen Gefängnissen gewundert. Suizid kommt in den Gefängnissen Südamerikas so gut wie nicht vor. Bispuri ist es mit seinem fotografischen Talent gelungen, diese Leben im Widerstand gegen den Tod zu erzählen.

WUNSCH NACH DOKUMENTATION. Im Gefängnis von Mendoza beantragt Bispuri, den Trakt 5 besuchen zu dürfen, in dem die gefährlichsten Verbrecher Argentiniens ihre Strafe absitzen und in dem sich die Wärter niemals blicken lassen, sondern in gebührendem Abstand Essen, Seife und Bettwäsche für die Häftlinge hinterlegen.

Bispuris Antrag wird stattgegeben, aber der Direktor und die Wärter lassen ihn ein Dokument unterzeichnen, dass er auf eigene Verantwortung handelt. Bispuri betritt den Trakt ganz allein, aber niemand krümmt ihm auch nur ein Haar. Nicht nur das: Sie empfangen ihn gerührt, zeigen ihm, was er fotografieren soll, und bitten ihn, die furchtbaren Lebensbedingungen zu dokumentieren, in denen sie gezwungen sind, ihre Strafe zu verbüßen und ihr Leben zu fristen. Dann begleiten sie ihn zum Ausgang und nehmen ihm das Versprechen ab, dass er diese Fotos veröffentlichen wird. Das hat Bispuri getan, er hat das Schicksal der Häftlinge öffentlich gemacht, hat den Argentinern die Augen geöffnet. Dank seiner Fotos und der Anstrengungen von Amnesty International ist Trakt 5 nicht mehr ein Käfig für wilde Bestien, sondern ist zum Zeichen und Zeugnis der Entmenschlichung nicht der Häftlinge, sondern des Staates geworden. Kriminelle, die sich Gewaltverbrechen schuldig gemacht haben, und nun in einem Verbrechen leben müssen. Nach der Veröffentlichung dieser Fotos wurde der Trakt 5 des Gefängnisses von Mendoza geschlossen. Grund dafür war nicht die Aufdeckung der menschenverachtenden Niederträchtigkeit dieses Ortes, wünschen doch viele Argentinier diesen Häftlingen die schlimmstmöglichen Qualen an den Hals. Der Trakt wurde geschlossen, weil Bispuri die Menschlichkeit dieser Häftlinge gezeigt hat. Erkennt man sich einmal im Anderen wieder, auch im Schlimmsten von ihnen, versteht man vielleicht, dass dessen Entwürdigung auch die eigene ist. Das und vieles mehr – das ist das Wesen der Fotografie: die Kunst des Blicks auf die Welt.

Roberto Saviano ist ein italienischer Schriftsteller. Sein Buch „Gomorrah“ über die Machenschaften der Camorra wurde ein internationaler Bestseller.

Großstadtrevier

Auf Fotosafari in London: Hier hat Matt Stuart sein Revier. Er durchstreift die Straßen der britischen Hauptstadt und ist auf der Suche, auf der Jagd nach dem richtigen Moment. Er lauert und wartet geduldig, kommt aus seiner Deckung hervor und zückt die Kamera. Er gibt nicht auf, bis er Beute gemacht hat – einzigartige Bilder voller Humor, Farbe und mit dem Geruch der Großstadt.

FOTOGRAFIERT MIT LEICA MP



























 Fire exit
 Keep clear

„Das wunderbare an der Street Photography ist, dass man sich die besten Szenen weder ausdenken, noch nachstellen kann. Sie passieren einfach, und noch während man sich wundert, sind sie auch schon wieder Vergangenheit. Ich glaube, dass die wirklich verrückten Dinge real sind und dass das, was man zu konstruieren versucht, an diese Komik nicht herankommt.“ Matt Stuart ist ein Situationskomiker – ohne selbst lustig zu sein. Sein Humor besteht darin, die ungewollte Skurrilität zu beobachten und festzuhalten, ja, sie sogar förmlich zu jagen ...

KLAPPER, KLAPPER, KLONG: Wie lange kann ich meinen Ärger wohl noch zurückhalten, angesichts des endlosen Lärms von Holz, das auf Stein kracht – versuchte Skateboardtricks, die von der kleinen Stufe in unserem Garten herrühren. Es ist Matthew, mein ältester Sohn, der wieder und wieder versucht, einen Kickflip Ollie zu machen. So nennt man den Trick, bei dem Skater mit ihrem Board in die Luft springen und versuchen, das Board mitten in der Luft umzudrehen und auf ihm zu landen. Klapper. Er versucht es wieder, es klappt nicht, er fällt, versucht es wieder. Er gibt niemals auf.

Die störrische Bestimmtheit, Dinge richtig zu machen, hat Matthew von der Kindheit bis ins Erwachsenenalter beibehalten. Heute gibt sie ihm die Ausdauer, die er braucht, um seiner Bestimmung als Fotograf gerecht zu werden. Jeden Morgen verlässt er das Haus und geht auf die Jagd. Oft kommt er über Tage hinweg mit leeren Händen zurück – doch er gibt niemals auf. Denn dann und wann gelingt ihm eine Aufnahme im richtigen Moment – ein Foto wie ein Juwel. Anders als bei den vergeblich geübten Skateboardtricks, von denen nach dem Bruchteil einer Sekunde nichts übrigbleibt außer Schorf und blauen Flecken, fängt er in der Fotografie den Moment ein und bringt ihn mit nach Hause. So hat er etwas vorzuweisen und die Resultate seiner geduldigen Versuche haben länger Bestand als ein Kickflip.

Ein paar Jahre ist es her, als ich mit Matthew durch Soho, London, schlenderte. Wir schauten uns die Schaufenster an und sprachen über Alltäglichkeiten. Plötzlich fiel mir auf, dass ich allein war und ich mich die letzten Minuten wohl mit mir selbst unterhalten hatte – von Matthew keine Spur. Ein paar Minuten später tauchte er wieder auf, er hatte ein Bild im Kasten, das ich heute als eine seiner zehn besten Aufnahmen bezeichnen würde. Matthew hat einen solch fotografischen Blick entwickelt, mit dem er Dinge erfasst, die unsereins gar nicht erst bemerkt. Manchmal, wenn er von einer seiner Londoner Fotosafaris zurückkommt, kann man ihm seine Erschöpfung richtig ansehen. Die visuelle Reizflut fordert ihren Tribut, doch er zieht erneut los.

Als er sich von seinem Skateboard ab- und der Fotografie zuwandte, gab es noch keine Digitalkameras und Filme waren teuer. Matthew hatte von seinen Großeltern etwas Geld geerbt. Doch anstatt – wie von seinen Eltern empfohlen – sein Konto auszugleichen, lief er zum nächsten Kamerahändler und kaufte sich eine Leica MP. Es ist dieselbe Kamera, die noch heute von seiner Schulter baumelt, wenn er das Haus verlässt. Natürlich ist seine Kameraausrüstung mit der Zeit gewachsen, aber diese kleine Leica ist sein Liebling geblieben.

Eine weitere „übertragbare Begabung“ aus seinen Skateboardzeiten ist Mathew's Fähigkeit, immer und jederzeit zu grinsen und zu plaudern. Den Umgang mit Sicherheitspersonal, hübschen Frauen, Obdachlosen oder Jugendbanden war er als Skater gewöhnt und mit derselben Umgänglichkeit und Freundlichkeit nähert er sich nun den Menschen als Fotograf. Aus dieser Kontaktfreudigkeit und seinem Enthusiasmus fürs Fotografieren entwickelte sich, zusammen mit der Freude daran, anderen Menschen etwas beizubringen, seine Tätigkeit als Dozent von Fotoworkshops in Europa und in den USA.

MATTHEW MAG DAS RISIKO – sehr zur Sorge seiner Mutter. Der Junge, der eines Tages nach Hause kam und stolz berichtete, über die 16 Stufen am Bahnhof von Harrow gesprungen zu sein, geht auch heute noch aus dem Haus und stellt sich allen Herausforderungen, die da kommen mögen. Bei seinen Bildern wird sich manch einer fragen: „Darf der das?“. Die Antwort ist: „Ja.“ – und Matthew tut es. Er lebt im Hier und Jetzt, lebt für den Moment und versucht gar nicht erst vorherzusehen, welche Schwierigkeiten bei seiner Arbeit vor ihm liegen. Er hört nie auf, Fotos zu machen. Wenn man mit ihm durch die Straßen geht, läuft er immer ein paar Schritte voraus oder fällt zurück, um seine Bilder einzufangen. Er beachtet den Lichteinfall, redet über das, was ihm auffällt, verschwindet kurz und macht sein Foto. Seine Obsession fürs Fotografieren mag ähnlich irritierend sein wie das Klappern seines Skateboards. Aber diese eiserne Entschlossenheit, den Kickflip Ollie zu schaffen, verwandelte den pickligen, Baggypants-tragenden Jugendlichen mit seiner nach hinten gedrehten Cap auch in einen talentierten und erfolgreichen Fotografen. Unnötig zu sagen, dass ich eine sehr stolze Mutter bin.

Susan Stuart hat für das M Magazin zum ersten Mal in ihrem Leben einen Artikel verfasst. Matts Mutter beschreibt sich selbst als „die langsamste Fotografin der Welt“.



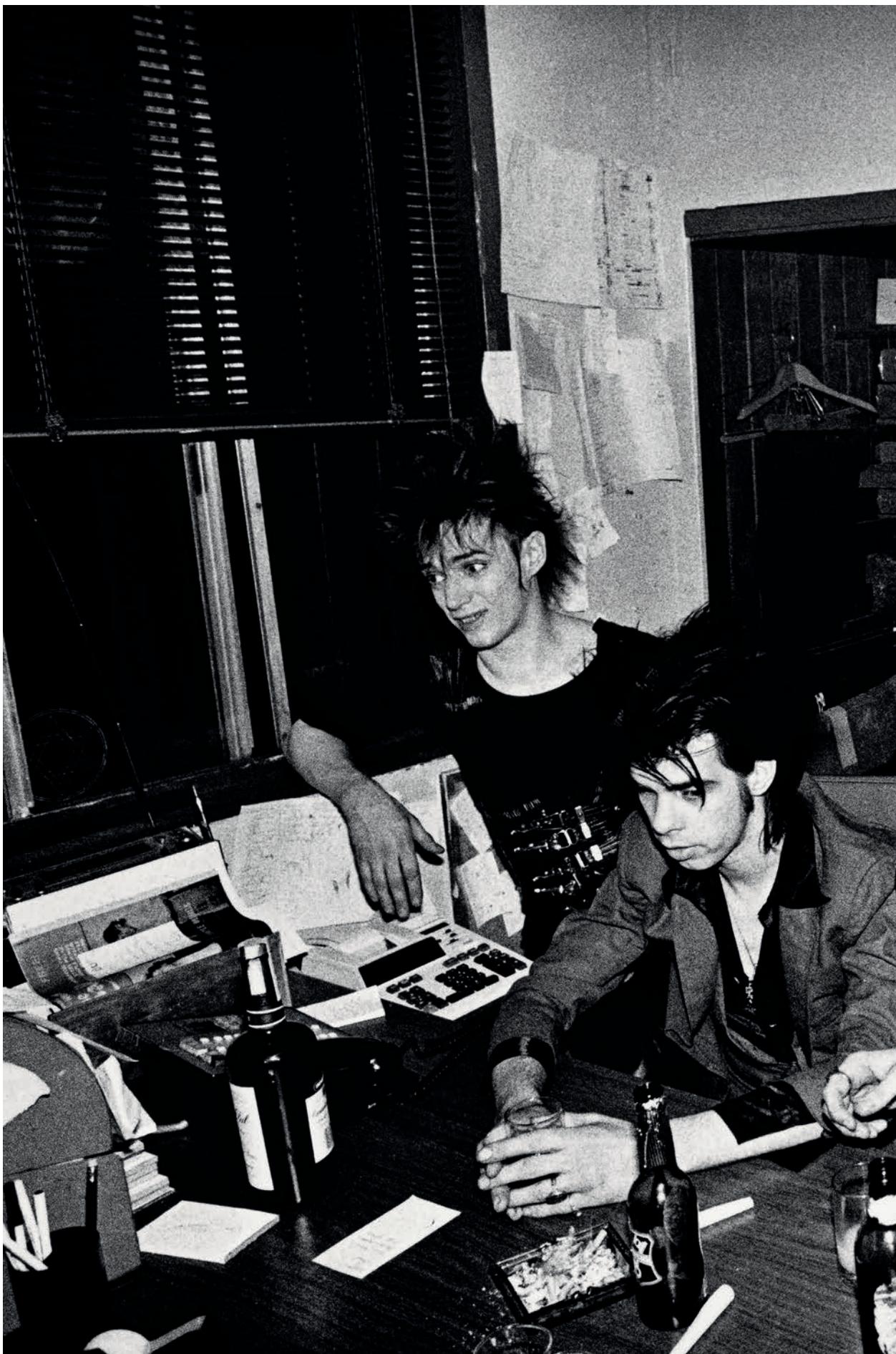
Frontmann

Als in den 70er-Jahren der Punkrock an der Westküste Amerikas durchstartet, lebt Stanley Greene in San Francisco. Seine Universität, das San Francisco Art Institute, ist die Keimzelle der jungen Szene. Es ist dunkel, es ist wild – und so sind auch die Bilder des jungen Fotografen. Mit seiner Kamera stürzt er sich in die Partyexzesse und lässt sich im Strudel von Musik, Sex und Drogen fortreißen.

FOTOGRAFIERT MIT LEICA M2 / M3







Nick Cave and the Bad Seeds im Club I-Beam (1984): Blixa Bargeld, Nick Cave, Hugo Race, Mike Harvey und Barry Adamson (von links)





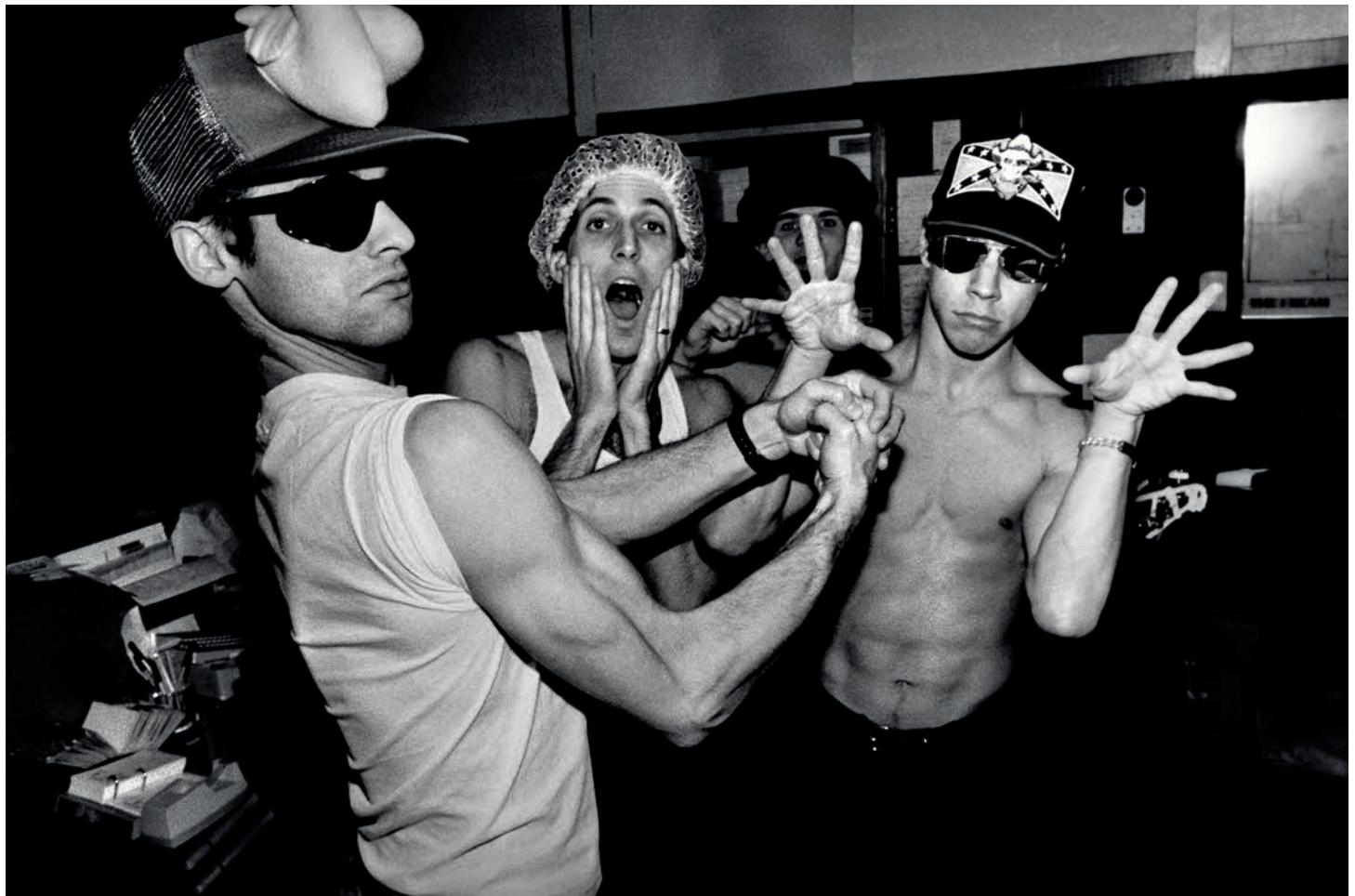






Vorherige Seite: Konzert der Dead
Kennedys am 15. Todestag
Kennedys. Links: der Drummer Paul
Zahl, Greenes Mitbewohner





Links: Auf dem Broadway von San Francisco begegnen
sich Punks, Nachtschwärmer und Prostituierte.
Oben: die Red Hot Chili Peppers im Club The Stone (1983).
Ihr Debütalbum erschien ein Jahr später. Mittlerweile
haben sie zehn Alben veröffentlicht



Oben: Killing Joke, bekannt für ihre bizarren Auftritte,
im Club Wolf Gangs (1983). 1985 erhielt die
britische Band eine Silberne Schallplatte für ihr
viertes Album „Night Time“. Rechts: beim Konzert von
Ultravox im Club Mabuhay Gardens (1978)





FUCK
OFF

FAT
MILK
SHIRT



The Mutants im Deaf Club (1979).
Studenten des San Francisco
Art Institute spielten in einer der
ersten Punkbands der Stadt







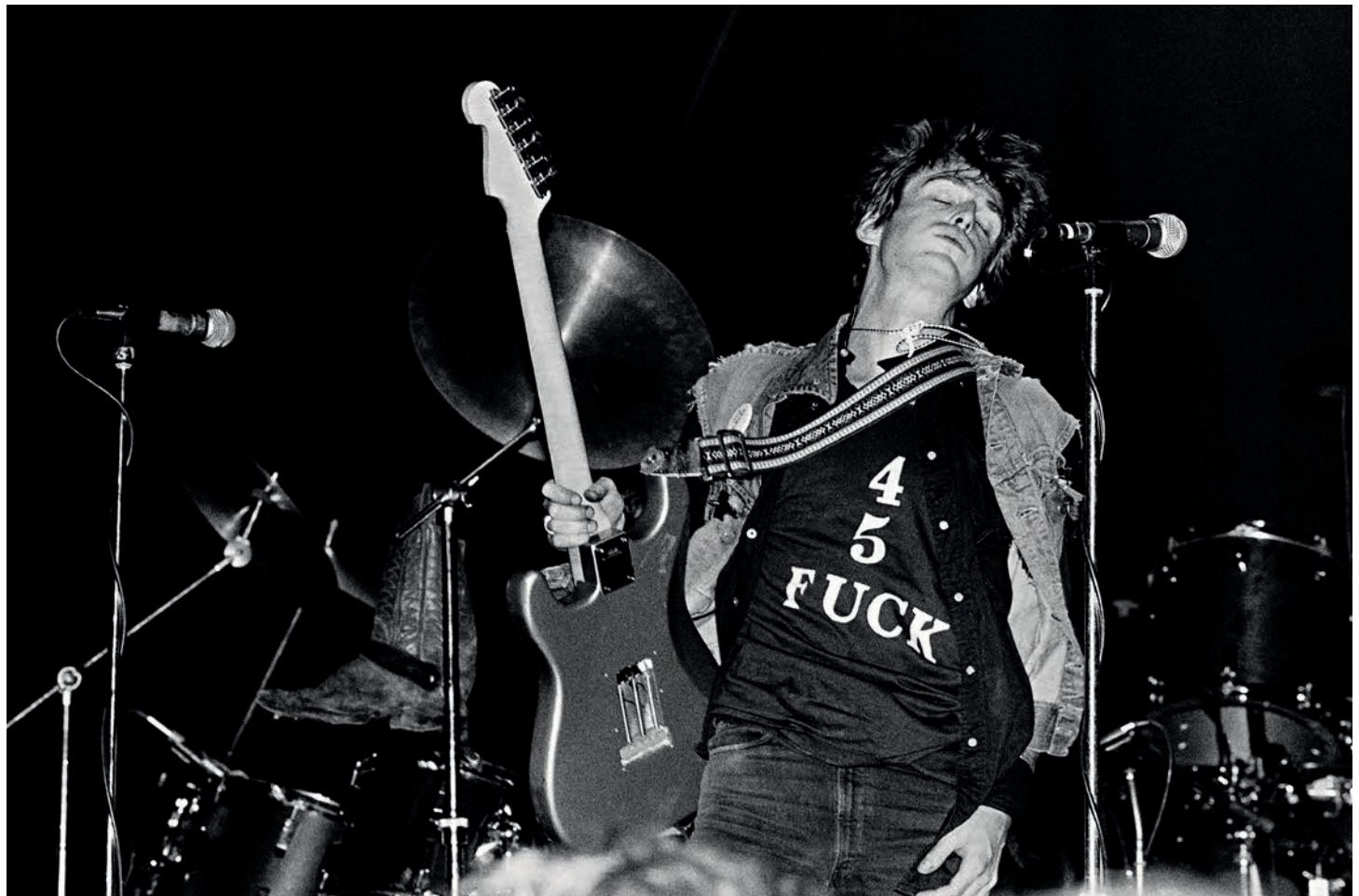




Nina Hagen in San Francisco (1983).
Die deutsche Godmother of
Punk gab zahlreiche Konzerte vor
amerikanischem Publikum



Die vielen Facetten des Punkrock im Jahr 1983:
fein gekleidet für eine Preisverleihung im
The Old Waldorf oder Owen Masterson, Gitarrist
der Yanks, ganz lässig im Mabuhay Gardens. Tagsüber
war der Club ein erfolgloses Restaurant











Vorherige Seite: die Dead Kennedys
im Mabuhay Gardens (1981).
Links: Aufnahmen für das Album
„Undercover“ von The Sheets







San Francisco 1979: Die Fotografin Colette Valli war eng mit Stanley Greene befreundet. Neben ihren nächtlichen Streifzügen durch die Szene verband die beiden auch die Heroinsucht. Valli starb in einem Fahrstuhl in New York an einer Überdosis

1975 begann ich, Konzerte zu fotografieren. Ich meine, was gibt es besseres an einem Samstagabend? Anstatt sich irgendeinen belanglosen Blödsinn im Fernsehen anzuschauen, schnappt man sich seine Kamera, geht vor die Tür und macht seine Bilder. Jeden Abend zog ich los und fotografierte die Punkszene. Alle waren der Meinung, ich sollte lieber innerhalb meiner Community fotografieren – weil ich farbig bin. Aber darauf hatte ich keine Lust.

Die Punkszene war der absolute Gegensatz zu der Welt, aus der ich kam, sie ließ mich nicht mehr los. Ich war gefesselt von diesem Krach der Weißen. Alle meine Freunde waren Teil der Szene, da war das Fotografieren etwas ganz Natürliches. Ehrlich gesagt habe ich nie geglaubt, dass diese Bilder zu irgendetwas führen würden. Als die Fotos entstanden, war diese Art der Fotografie alles andere als en vogue. Das kam erst etwa 40 Jahre später. Heute funktionieren die Bilder, aber damals hätten meine Lehrer an der Kunsthochschule sie bestimmt zerrissen.

Zu Beginn meiner Ausbildung an der Universität für Bildende Künste an der Ostküste war alles sehr technisch. Ich guckte den Fotografen über die Schulter und arbeitete im Studio mit Mittel- und Großformatkameras. Am San Francisco Art Institute (SFAI) entdeckte ich dann zum ersten Mal den visuellen Aspekt der Fotografie. Ich studierte die Arbeiten von Diane Arbus, Eugene Smith, Henri Cartier-Bresson, Brassai, Robert Frank, Roy DeCarava, Ralph Gibson. Und Nachts ging ich dann raus und fotografierte die Punkszene mit einer Leica. Blasphemie!

SAN FRANCISCO ART INSTITUTE. Das SFAI war die Keimzelle der Punkmusik in San Francisco, der Nullpunkt. In vielen der ersten Punkbands spielten ehemalige Studenten und vermischten darstellende Kunst mit Musik. Ich bin zufällig in die Szene geraten.

Ich lebte mit einigen Musikern zusammen und hin und wieder machte ich Promobilder ihrer Auftritte. Diese verkauften sie an die Fans, Musikmagazine oder die jeweiligen Clubs. Für mich waren diese Bilder einfach Konzertschnappschüsse.

Es waren die 70er, damals war das Leben in San Francisco noch unkompliziert. Musikalisch gesehen war es das prä-elektronische Zeitalter, alles war handgemacht. In San Francisco hatte die Punkmusik ihre Wurzeln in der Schwulen- und Lesbenszene und an den Kunsthochschulen. Es hieß damals auch noch nicht Punk, sondern Art and Music. Die Größen der Szene waren damals Bands wie The Mutants, Tuxedo Moon, The Avengers oder Romeo Void. Der erste Punkclub war das The Mabuhay Gardens, auch The Fab Mab oder The Mab genannt. Tagsüber war das Fab Mab, geführt von Ness Aquino, ein erfolgloses Restaurant. Es hatte sieben Tage die Woche geöffnet

und die Gäste konnten die Reste von Bier, Schweiß und Erbrochenem von letzter Nacht noch riechen. Ness hatte keine Ahnung von Musik. Irgendwann im Laufe des Jahres 1976 kam der Booker Dirk Dirksen auf Ness zu und bot ihm an, von jetzt an Punkrock-Konzerte im Mabuhay zu organisieren. Ness willigte ein. The Nuns waren eine der ersten Bands, die im Mabuhay auftraten, auch wenn The Mary Monday Group seit jeher diesen Titel beansprucht. Bald war The Mab in der Szene so bekannt wie das CBGB in New York. Es war der Mittelpunkt der Szene an der Westküste. Die Bands setzten sich nicht mehr nur aus den Studenten des SFAI zusammen und die Musiker brachten ihren Kunsthintergrund durch Licht-installationen und Choreografien in die Szene ein. Aber das Art Institute war der Ursprung der Punkszene.

In dieser Anfangsphase wurde viel über die Bedeutung von „Punk“ diskutiert. Offiziell begann alles in New York im CBGB und in Max's Kansas City mit Patti Smith, Richard Hell, Television, den Ramones und vielen anderen. In San Francisco wurde es schließlich Punkrock genannt und durchlief im Wesentlichen zwei Entwicklungsstufen bis zum großen Durchbruch in der Mitte der 70er-Jahre. Die erste Welle brach 1976 los, als die Sex Pistols in San Francisco spielten.

Kurz zuvor, vermutlich war es 1973 oder 1974, hielt sich Malcolm McLaren in New York auf und bemerkte, dass dort etwas ganz Großes im kommen war, das sich Punk nannte. Er sah darin die Möglichkeit etwas Geld zu verdienen, zurück in London gründete er eine britische Punkband: die Sex Pistols. Die Sex Pistols waren eine Kreation. Als sie auf ihrer Tournee durch die Vereinigten Staaten nach San Francisco kamen, hatten sie ihr Image bereits soweit aufpoliert, um als seriöse Punkband ernstgenommen zu werden. Jello Biafra ging auf ihr Konzert und war davon so angetan, dass er beschloss, seine eigene Punkband zu gründen. An diesem Abend wurden die Dead Kennedys geboren und die Sex Pistols trennten sich. Nach dieser Nacht gab es kein Halten mehr und der Punk eroberte die Welt im Sturm.

PUNK WAR ANDERS. Punk war rau, Punk machte keine Kompromisse. Die Kulturrevolution des Punkrocks war eine Rebellion gegen die etablierten Autoritäten in Kultur, Politik und der Gesellschaft. Viele der frühen Bands in der San Francisco Bay Area wie The Offs oder The Dead Kennedys machten einen Mix aus Kunst und experimenteller Punkmusik. Der mit der Punkmusik einsetzende Prozess der Selbstbefreiung erfolgte weltweit zur selben Zeit in zahlreichen Großstädten und führte zu einer Flut von Liveshows, Aufnahmen, Postern, Modetrends und anderen Erscheinungsformen der Popkultur. Leider →

wurden die meisten Auftritte noch nicht aufgezeichnet und ein Großteil der musikalischen Kreativität früher Punkbands ging verloren. Besonders bedauerlich ist das bei Bands, die nie ein Album aufgenommen oder nur ein bis zwei Singles veröffentlicht haben.

In den frühen 80er-Jahren zeigte leider auch der Rassismus seine hässliche Fratze in San Francisco. Während der zweiten Welle des Punkrocks in San Francisco waren die Bands stark von The Clash und deren politischem Engagement beeinflusst: Der Punk geriet dadurch von der Bühne auf die Straße. Der Ku-Klux-Klan und andere Rassisten steckten Afroamerikaner, Schwule und Lesben, Chicanos, Asiaten, Juden und Punks in dieselbe Schublade und all diese Gruppen sahen sich gleichermaßen Anfeindungen ausgesetzt. Rocker, Gangmitglieder, Anarchisten und Punks schlossen sich zusammen, um gegen den Terror der Nazis zu protestieren. Die Stimmung auf den Straßen war aufgeheizt, alles wurde aggressiver. Dazu kamen die Drogen. Amphetamine, Methamphetamine und Heroin gehörten dazu. Der Punkrock, ursprünglich als positive Partymusik gedacht, wurde aggressiv und brutal. Bands wie Black Flag, D.O.A., Suicidal Tendencies und Fear stehen für diese Entwicklung.

PUNK DES MONATS. Fotografisches Vorbild für mich war Roy DeCarava, der mit seinem Bildband „The Sound I Saw“ ein Porträt der afroamerikanischen Jazzszene zeichnete, zu der er selbst gehörte. Das erste Magazin, für das ich arbeitete, war „Punk Globe“. Ich fotografierte jedes Konzert der Stadt. So sah ich Bands und Künstler wie The Ramones, The Clash, Killing Joke, Motörhead, Nick Cave und Nina Hagen. Sogar Bob Dylan erwischte ich vor einem der Clubs. Auch wenn ich backstage fotografierte – das eigentliche Leben der Szene spielte sich in den Gassen zwischen den Clubs ab: Die Musiker hingen draußen herum, rauchten, tranken, nahmen Drogen und diskutierten über die Welt, während Passanten versuchten, schnellstmöglich wieder in eine andere Gegend zu kommen. Und von alldem machte ich Fotos. Diese frühen Bilder sind echte Innenansichten aus der Szene. Umgeben von all diesem Wahnsinn wurde ich langsam ein Teil davon. Ich fotografierte die ganze Nacht, zurück in meiner Wohnung entwickelte ich die Filme, machte schnell ein paar Abzüge und brachte sie zu meinen Kunden.

Beeinflusst von den Arbeiten von Diane Arbus belichtete auch ich meine Abzüge nie ganz, um einen unsauberen Rand auf den Abzügen zu bekommen. Bei Fotos der Punkszene wurde das bald populär. Die Bilder sandte ich an die Magazine und die druckten sie genauso. Plötzlich hatte ich mir einen Namen in der Szene gemacht und wurde sogar als „Punk des Monats“ nominiert.

IM DROGENSUMPF. Nacht für Nacht war ich unterwegs und schmiss Pillen ein, um wach zubleiben. Anschließend nahm ich Schlafmittel, um wieder runterzukommen. Ich aß kaum noch und war bald völlig abgemagert. Langsam, aber unaufhaltbar driftete ich ab. Bald war ich auf Heroin, schlief kaum noch. Tagsüber war ich außer Gefecht, mit dem Sonnenuntergang kam ich wieder zu mir – ich war wie ein Vampir.

Einer meiner Mentoren war Jim Marshall. Er hatte viele Acid-Rockbands aus San Francisco und Jazzmusiker fotografiert – und, nicht zu vergessen, Jimi Hendrix. Er arbeitete für die wirklich großen Magazine. Unvorstellbar, aber er war es, der mir zeigte, wie man das Fotografieren in der Punkszene überleben konnte. Der Job war hart, unzählige Male bin ich von der Bühne gestoßen worden. Und wenn man auf einem Punkkonzert von der Bühne fliegt, kann man nicht erwarten, dass irgendjemand Rücksicht nimmt. Die Leute tanzten einfach weiter und man musste zusehen, schnell wieder auf die Beine zu kommen. Es war die beste Zeit und gleichzeitig die schlimmste – aber es war unsere Zeit. Und mein Mentor zeigte mir, wie ich da lebend rauskommen konnte.

Doch zunächst wurde alles immer schlimmer. Das Heroin wurde wichtiger und viele meiner Freunde starben an einer Überdosis. Je größer die Szene wurde, desto schneller gingen die Menschen an ihr zugrunde. Einige zogen raus in die Nacht und kamen nie zurück. Menschen, die du an einem Tag kennengelernt hast, konnten schon am nächsten tot sein. Die Leute starben wie die Fliegen. Es wurde alles zuviel: die Drogen, das Leben am Limit und der ständige Kampf, nicht unter die Räder zu kommen. So viel Spaß ich auch hatte, er ging stets auf meine Kosten. Dieses Leben konnte man nicht bluffen, entweder man nahm es an, oder man ließ es sein.

Benjamin Franklin schrieb einmal in einem Brief an George Washington „I must soon quit the scene“ und genau das tat ich: Ich stieg aus. Ich ging zurück nach New York. Ich hatte genug. Ich packte meine Sachen in meinen Ford Mustang, fuhr gen Osten und schlief nicht, bis ich New York erreicht hatte. Dort angekommen, setzte ich mich in den nächsten Flieger nach Paris, die Stadt der Lichter. Die Lichter San Franciscos waren für mich erloschen.

Stanley Greene, geboren 1949 in New York,
Gewinner von fünf World Press Photo Awards. Greene ist
Mitglied der Agentur NOOR und lebt in Paris.

Niemandsland

„Was fühlen Sie jetzt?“ – diese Frage stellte die Fotografin Bettina Flitner Menschen aus Ost und West kurz nach dem Fall der Berliner Mauer. Monatelang erkundete sie mit Kamera und Notizblock das Niemandsland um den ehemaligen Todestreifen, der die Stadt über 28 Jahre lang geteilt hatte – ein Stück lebendige Zeitgeschichte in Wort und Bild.

FOTOGRAFIERT MIT LEICA M6





„Ich war drei Jahre in Dachau.
Und wenn die Scheidung
vorbei ist, gehe ich nach Israel.
Nicht deswegen hier, obwohl
mir das auch Angst macht.
Es fängt schon wieder an, auf
meinem Auto waren neulich
Hakenkreuze. Ihnen wünsche
ich viel Glück. Shalom.“

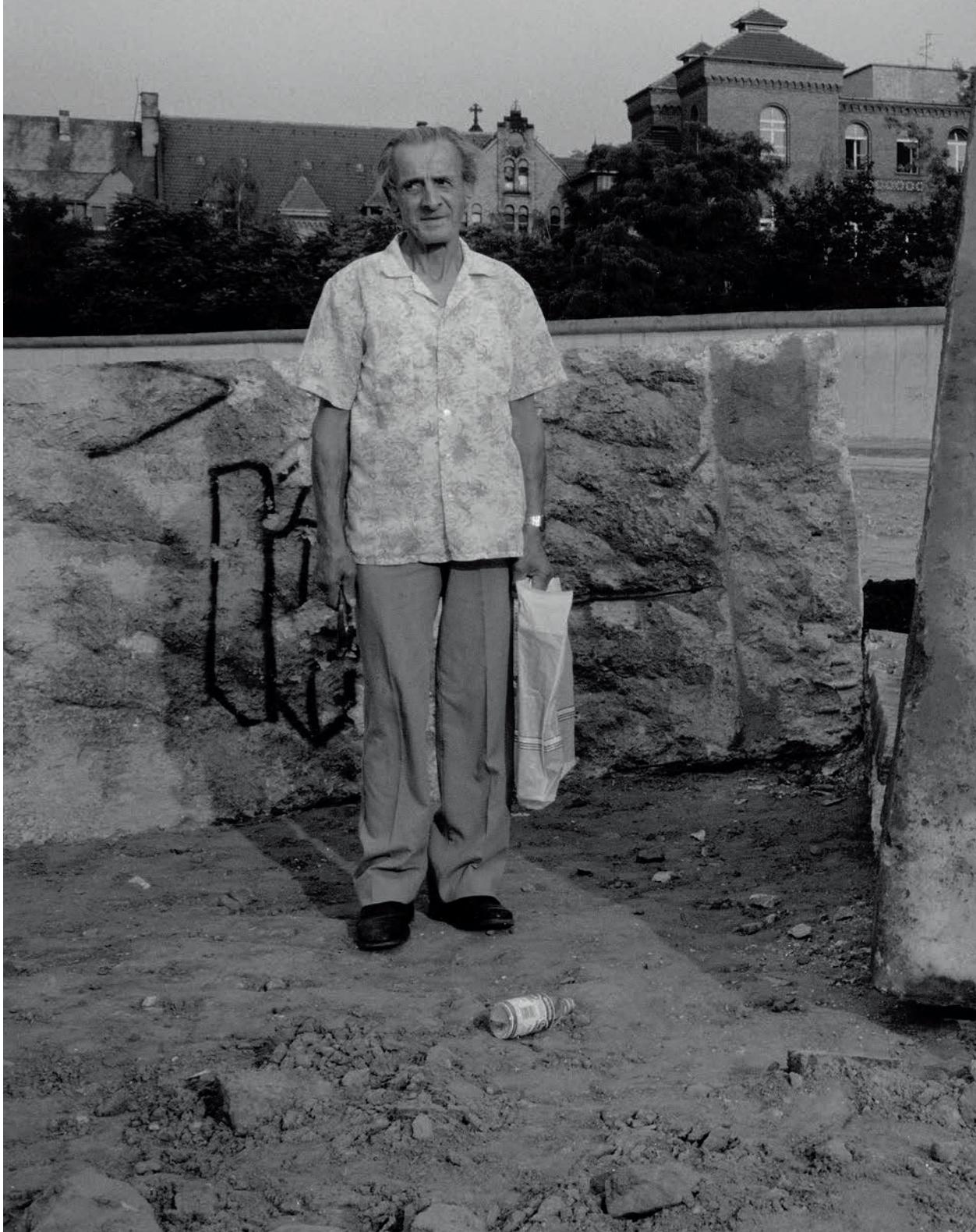


„1960 bin ich rüber. War Bergarbeiter in der Lausitz gewesen. Wenn ich meine Mutter besuchen wollte, musste ich immer Eintritt bezahlen. War ja kein Zustand.“



„Ich hab' 500 Mark im Monat. Früher hat das Essen
30 Pfennige gekostet, jetzt kommt's aus dem
Westen und kostet ab nächste Woche 4 Mark. Dann hör' ich
auf zu essen und spar' auf die Beerdigung.“

„Aus dem Osten? Nee.
Wir wohnen seit 30 Jahren
in Kreuzberg. Wir waren
noch nie drüben. Da gehen
wir auch jetzt nicht hin. Was
sollen wir denn da?“









„Ich war mal Linksaußen in der Fußballmannschaft. An sich hab' ich ja keine Angst. Aber seit der Öffnung ist man nicht einmal mehr in seinen eigenen vier Wänden sicher.“



„Sie fotografieren hier wohl die Idioten, die
Souvenirs von der Mauer sammeln. Wir haben uns
schon gefragt, ob die Bilder in der Presse wohl
immer so gestellt sind ...“



„Ob das alles so richtig war? Ich weiß nicht ...
Wir hatten doch eigentlich alles. Und jetzt habe
ich nur noch Angst.“

„Doch, am Anfang war's schon komisch, als die Straße im Osten plötzlich weiterging. Aber als ich dann drüben war, die Eisenbahn, der Wald ... die Geräusche waren die gleichen.“







„Was wir hier machen? Wir arbeiten im Lazarus-
Krankenhaus, gleich da vorne. Wir freuen uns,
dass wir hier spazieren dürfen. Und Sie? Sie sind wohl
nicht aus Berlin?“



„Ich hab' in meinem Urlaub die ganze Mauer abgefilmt.

Agfa und Kodak. Von Birkenwerder bis Rudow.
Und zu Hause habe ich alles beschriftet und archiviert.
So richtig echt.“





„Wie's für uns Frauen weitergehen soll ... das wissen wir auch nicht. Es geht ja alles so rasend schnell jetzt.“



„Mein Hund hat früher im Osten
gewohnt. Gleich hier um die Ecke, das
gehen wir jetzt angucken.“



„Haben Sie nicht einen kleinen Jungen
gesehen? Acht Jahre alt? Der ist schon wieder
abgehauen. Bestimmt in den Westen.“

„Das geht da doch los. Die da
drüben hauen noch auf
den Putz. Aber dann gehen
die zum Schöneberger Rathaus.
Das geschieht den Herren
hier ganz recht.“







„Wissen Sie, jetzt ham wir 30 Jahre auf die
Mauer gekiekt, und jetzt kieken wir auf den Schutthaufen.
Hoffentlich machen die Ossis den eher weg.“



„Was? Sie sind nicht verheiratet?
Also alleinstehend. Wie meine Mutter. Wir werden
jetzt alle arbeitslos, sagt sie.“

Nach der Maueröffnung 1989 blieb das Grenzgebiet der geteilten Stadt Berlin zunächst das, was es lange Jahre gewesen war: Niemandsland. Dort hat Bettina Flitner fotografiert und mit dieser Arbeit den Grundstein für ihre Karriere als Fotografin gelegt. 25 Jahre danach schaut sie im Interview mit dem befreundeten Fotografen Rudi Meisel zurück. Ein Gespräch über Film, Farbe und die Suche nach dem eigenen Weg.

In deiner Arbeit mischt du Fotos und Text. Dazu passt, dass du ursprünglich an der Filmhochschule studiert hast. Wie bist du von dort zur Fotografie gekommen?

Ich habe schon als Jugendliche fotografiert, aber nie geglaubt, dass das ein Beruf sein kann. Ich dachte, wenn ich Geschichten erzählen will, dann muss ich das über den Film machen. Also bin ich an die Filmhochschule in Berlin gegangen. Nebenher habe ich immer fotografiert und fand das auch deutlich interessanter: Du bist allein mit den Menschen und viel flexibler. Als dann die Mauer gefallen war, habe ich meine Kamera geschnappt und habe einfach erst einmal drauflosfotografiert.

Aber dir genügt nicht das einzelne Bild, sondern du collagierst es immer mit Texten. Damit steckst du in einer Zwischenzone – du bist journalistisch tätig und konzeptionell. Wann fiel diese Entscheidung?

Auf dem Grenzstreifen habe eine Frau getroffen, die ihren Sohn suchte – „Der ist schon wieder abgehauen, bestimmt im Westen“, sagte sie. Abhauen in den Westen war früher der Schnitt, das Ende. Auf einmal war es normal. Diese Aussage konnte ich nicht verschenken. Also habe ich begonnen, mit Zitaten zu arbeiten. „Die Reportage aus dem Niemandsland“ war meine erste große Arbeit. Mit ihr habe ich den Entschluss gefasst, Fotografin zu werden.

War es schade um das schöne Studium?

Nein. Dort habe ich sehen gelernt – und reden. Ich war damals sehr schüchtern. Einfach Menschen anzusprechen – das war wie eine Selbsttherapie.

Hättest du dir diese Serie auch als Film vorstellen können, stille Bilder und die Passanten sagen ihre Sätze?

Das hätte nicht funktioniert, denn diese Sätze sind zusammengeköchelt aus langen Gesprächen, bis ein Konzentrat übrig geblieben ist. Diese pointierte Aussage unterstützt das Bild oder ist gegenläufig. Und mit diesem Luftzug zwischen Bild und Text kann man spielen.

Hast du in Farbe oder Schwarzweiß gefilmt?

Gefilmt habe ich in Farbe, aber es hat nie in Frage gestanden, dass diese Bilder schwarzweiß sein müssen. In Schwarz-

weiß kommen die Strukturen und die Kontraste stärker zu Geltung. Das Skulpturale im Zusammenhang mit der Mauer wird so deutlicher.

Ich sehe in deinen Bildern eine gewisse Ratlosigkeit, eine Art Orientierungslosigkeit ...

Weißt du wie ich die Serie am Anfang genannt habe? „Trümmerfotos“! Viele waren ratlos, orientierungslos. Für sie ist damals alles zerbrochen.

Ein Stück nachgeholtes Kriegsende?

So habe ich das immer empfunden. Und dachte, es ist doch verrückt, dass diese „Reportage aus dem Niemandsland“ am Ende genau aus 45 Bildern besteht.

Hat man es als Frau beim Fotografieren leichter?

Vielleicht weil man unterschätzt wird?

Ja, man wird unterschätzt. Aber das kann ein Vorteil sein, denn dann nehmen dich die Menschen nicht so ernst. Dabei kann auch eine kleine Kamera wie die Leica hilfreich sein, mit kleinen Brennweiten. Für die Arbeit im Niemandsland habe ich einen DDR-Rucksack gekauft. Da sah ich dann aus wie eine Ostdeutsche. Am besten, du fällst nicht auf. So kommst du ganz nah ran.

Das sieht man in deinen Bildern: Du öffnest die Leute. Sie sind frontal zu sehen, man kann das schon an der Physiognomie ablesen! Wenn ich in Cafés fotografiere, dann sehe ich schon – der hält die Zeitung hoch, der will nicht fotografiert werden.

Genau das bewundere ich an dir, dass du dich das traust! Ich muss erst mit den Menschen reden, dann bekomme ich ein Gefühl für sie. Und dann geht es erst los mit dem Fotografieren. Bei jeder Arbeit muss ich einerseits ganz nah dran sein und anderseits den nötigen Abstand wahren, um weiterhin draufschauen zu können. Das ist ein Balanceakt, den du sicher auch kennst.

Was ist das größte Kompliment, das man dir für deine Bilder machen kann?

Ich freue mich, wenn mir Menschen sagen, sie haben über meine Bilder nachgedacht. Sie haben berührt. Sie haben ihnen die Augen geöffnet. Und jede Arbeit, die ich mache, öffnet ja auch mir die Augen über die Welt.

Rudi Meisel, geboren 1949 in Wilhelmshaven, ist ebenfalls Fotograf. Von 1978–1989 arbeitete er für das „Zeit Magazin“ als DDR-Reisekorrespondent.



© PILAR ELORRIAGA

DAVID ALAN HARVEY

„In meiner Fotografie dreht sich alles um Evolution und Revolution.“

Bereits im Alter von zwölf Jahren kaufte sich David Alan Harvey, geboren 1944 in San Francisco und aufgewachsen an der Ostküste, seine erste gebrauchte Leica. Das Geld hatte er sich mit dem Austeiln von Zeitungen verdient und gespart. Mit der Kamera in der Hand begann er, seine Nachbarschaft in Bilder zu bannen. 1966 erschien sein erster Bildband. Unter dem Titel „Tell It Like It Is“ dokumentierte der junge Fotograf das Leben einer afroamerikanischen Familie in Norfolk, Virginia. In „Cuba“ und „Divided Soul“ befasste er sich mit der lateinamerikanischen Kultur. 1993 wurde Harvey Nominee bei Magnum Photos und vier Jahre später Vollmitglied der Agentur. 2008 gründete er das Online- und Printmagazin „Burn“. Als Herausgeber und Chefredakteur will Harvey mit dem Magazin besonders Nachwuchsfotografen eine Plattform bieten. Dazu rief er auch den Emerging Photographer Fund ins Leben.

LEICA M6 / M9 / M MONOCHROM

Ein Verfechter von Weitwinkelobjektiven: Harvey fotografierte mit dem Elmarit-M 1:2.8/28 mm Asph und dem Summilux-M 1:1.4/35 mm Asph



AYMAN OGHANNA

„Keine Kamera ist so scharf, einfach und effektiv wie die Leica. Und, noch besser, sie passt genau in meine Jackentasche.“

1985 in London als Sohn britisch-irakischer Eltern geboren, studierte Ayman Oghanna u. a. Journalismus an der Columbia University in New York. 2009 zog er in den Irak, um von dort als freier Fotograf, Journalist und Filmemacher zu arbeiten. Thematisch spezialisierte er sich in seinen Arbeiten vor allem auf die Geschehnisse in der arabischen Welt. Kürzlich arbeitete er als Korrespondent der „New York Times“ in Bagdad und berichtete als Dokumentarfilmer für „The Economist“ aus dem Bürgerkrieg in Libyen. Mittlerweile lebt Oghanna in Istanbul. Für die Arbeit an seinem aktuellen Projekt „Yesterday's War, Today's Iraq“ kehrt er jedoch auch immer wieder zurück in das Land seiner Vorfahren, das von einem blutigen Bürgerkrieg zerfressen wird.

LEICA M (TYP 240)

Auch in unsicheren Gegenden nah am Geschehen: Oghanna war mit dem Summicron-M 1:2/28 mm Asph und dem Summilux-M 1:1.4/35 mm Asph unterwegs.



© GIANCARLO CERAURO

VALERIO BISPURI

„Ihre Gefängnisse sind der Spiegel einer Kultur.“

Der Fotoreporter Valerio Bisburi wurde 1971 in Rom geboren. Als er sieben Jahre alt war, kaufte er sich aus einem Bauchgefühl heraus von den 5000 Lire seines Vaters, die eigentlich als Taschengeld für einen Schulausflug gedacht waren, seine erste Kamera. Noch heute verspürt Bisburi das Verlangen, die Welt durch den Sucher einer Kamera zu erkunden. Zunächst studierte er Literatur, widmete sich aber seit 2001 dem Journalismus. Neben der Mitarbeit an bedeutenden italienischen Zeitungen und Magazinen realisiert er als Fotograf vor allem persönliche Projekte. Seit fast zehn Jahren dokumentiert Bisburi das Leben der Inhaftierten auf dem südamerikanischen Kontinent. Für sein Projekt porträtierte er Insassen in über 70 Gefängnissen. Die Bilder sind in seinem Buch „Encerrados“ zu sehen, das bei Contrasto erschienen ist. Vertreten wird er von der Echo Photo Agency.

LEICA M6 / M9

Egal ob digital oder analog, Valerio Bisburi fotografierte in den Gefängnissen Südamerikas mit dem Elmarit-M 1:2.8/28 mm Asph.



© VINCENT MONTIBUS

MATT STUART

„Ich genieße es, einfach durch die Straßen zu laufen und zu versuchen, besondere Momente einzufangen.“

1974 geboren, wuchs Matt Stuart in der Londoner Stadtrandsiedlung Harrow im Nordwesten der Stadt auf. Nachdem er Kung-Fu und Skateboardfahren als Hobbys aufgegeben hatte, zeigte sein Vater ihm Bildbände von Robert Frank und Henri Cartier-Bresson. Daraufhin widmete sich Stuart im Alter von 20 Jahren der Fotografie. Seiner neuen Vorliebe blieb er treu und machte nach drei Jahren als Assistent schließlich sein Hobby zum Beruf. Seit 1996 ist der Fotograf beständig unterwegs, um mit seiner Leica die skurrilen Momente und Kuriositäten des Alltags auf Londons Straßen einzufangen. Seine Bilder waren unter anderem im Leica Store L. A. zu sehen. Stuart ist Mitglied von iN-PUBLIC, einem internationalen Kollektiv von Street-Fotografen.

LEICA MP

Für seine Street Photography setzt Matt Stuart ganz auf die klassische 35-mm-Brennweite. Seine Serie entstand mit dem Summilux-M 1:1.4/35 mm Asph.



STANLEY GREENE

„Ich glaube dass sich Fotografie aus 75 Prozent Glück und 25 Prozent Können zusammensetzt.“

Neben der Vorliebe für die Kunst wurde Stanley Greene auch politisches Engagement in die Wiege gelegt – sein Vater war einer der ersten afroamerikanischen Vertreter der Schauspielergewerkschaft Screen Actors Guild. 1949 in Brooklyn, New York, geboren, bekam Greene als Elfjähriger seine erste Kamera. 1971, Greene war bereits Mitglied der Black Panther Party und Teil der Anti-Vietnamkrieg-Bewegung, überzeugte ihn sein Freund W. Eugene Smith vom Studium der Fotografie. Erst als ein Freund an Aids starb, fand Greene einen Weg aus der eigenen Heroinsucht und konzentrierte sich fortan auf seine fotografische Karriere. Seine journalistischen Arbeiten wurden vielfach ausgezeichnet, so erhielt Greene bisher fünf World Press Photo Awards, den Eugene Smith Humanistic Grant und den Getty Images Grant for Editorial Photography. Heute ist Greene Mitglied der Agentur NOOR und lebt und arbeitet in Paris.

LEICA M2 / M3

Stanley Greene wählt seine Objektive passend zur jeweiligen Situation: Elmarit-M 1:2.8/28 mm, Summicron-M 1:2/35 mm und Elmar 1:2.8/50 mm.



© VALERIE WAGNER

BETTINA FLITNER

„Ich war sehr schüchtern. Fotografieren war für mich wie eine Selbsttherapie.“

Bettina Flitner, 1961 in Köln geboren, kam über das Fernsehen zur Fotografie. Beim Westdeutschen Rundfunk machte sie eine Ausbildung zur Cutterin und studierte in Berlin an der Deutschen Film- und Fernsehakademie. Eines ihrer ersten Fotoprojekte war die „Reportage aus dem Niemandsland“ über den Mauerfall 1989. Sie wurde als Buch publiziert und international ausgestellt. Diese Reportage war der Anlass für Flitner, sich beruflich der Fotografie zuzuwenden. Zwei Jahre später war sie bereits Mitglied der Agentur laif. Mit ihren Installationen und Fotoskulpturen im öffentlichen Raum löste die Fotografin immer wieder Debatten aus, erhielt aber auch zahlreiche Preise wie den Rückblende Sonderpreis für politische Fotografie 2001.

LEICA M6

Nach dem Fall der Berliner Mauer erkundete Bettina Flitner mit einem Summilux-M 1:1.4/35 mm Asph das ehemalige deutsch-deutsche Grenzgebiet.

IMPRESSIONUM

M MAGAZIN

Ein Sonderheft von Leica Fotografie International
2. Jahrgang – Ausgabe 01.2015



LFI PHOTOGRAPHIE GMBH

Springeltwiete 4, 20095 Hamburg, Deutschland

Telefon +49/(0)40/226 21 12 80

Telefax +49/(0)40/226 21 12 70

ISSN 0937-3969

www.lfi-online.de

E-Mail mail@lfi-online.de

CHEFREDAKTION

Inas Fayed, Frank P. Lohstöter

ART DIRECTION

Brigitte Schaller

DESIGN

Alessandro Argentato / stv. Art Direction
(Tom Leifer Design)

REDAKTION

Katrin Iwanczuk / Leitung,
Simon Schwarzer

BILDREDAKTION

Carol Körting

ÜBERSETZUNG

Jan Heberlein

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Dr. Andreas Kaufmann, Frank P. Lohstöter

AUTOREN

Rudi Meisel, Roberto Saviano,

Susan Stuart, Diego Orlando

FOTOGRAFEN

Valerio Bispuri, René Burri,
Chien-Chi Chang, Bettina Flitner,
Stanley Greene, David Alan Harvey,
Thomas Hoepker, Tomas van Houtryve,
Tobias Kruse, Mary Ellen Mark,
Ayman Oghanna, Max Scheler,
Matt Stuart, Véronique de Viguerie

Reproduktion: Alphabeta GmbH, Hamburg

Druck: Optimal Media GmbH,
Röbel / Müritz

Papier: Papier Union Lumisilk

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge
und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar.

Leica – eingetragenes Warenzeichen.
Leica-Bestellnummer: 91788



Das M Magazin ist auch als App für iOS im Apple iTunes Store
und für Android bei Amazon und Google Play erhältlich.

www.m-magazine.photography

BRUCE GILDEN / TRENT PARKE
ALEX WEBB / ALESSANDRA SANGUINETTI
JACOB AUE SOBOL / DOMINIC NAHR
RALPH GIBSON / ROGER BALLEN
CONSTANTINE MANOS / DARCY PADILLA
JAN GRARUP / ADRIANA ZEHBRAUSKAS
PER-ANDERS PETTERSSON / JUAN ARREDONDO
MOISES SAMAN / OSCAR B. CASTILLO
CIRIL JAZBEC / ANTON KUSTERS
SARAH M. LEE / KIRILL GOLOVCHENKO
GUILLEM VALLE / KIERAN DOHERTY
MATT BLACK / MEERI MATILDA KOUTANIEMI
JULIA BAIER / TOMÁS MUNITA

UND WEITERE AUF

WWW.M-MAGAZINE.PHOTOGRAPHY





LEICA M-P

Bereit, wenn Sie es sind.

Der entscheidende Augenblick ist oft einmalig, Wiederholung ausgeschlossen. Um jederzeit schussbereit zu sein, verfügt die neue Leica M-P über einen zwei Gigabyte großen Arbeitsspeicher. Egal wie schnell Ihnen das Leben neue Motive bietet: Die neue Leica M-P wartet nur darauf, ausgelöst zu werden. Mehr Details auf www.m-p.leica-camera.com

LEICA. DAS WESENTLICHE.

